

1,80 DM / Band 56
Schweiz Fr 2.- / Österr. S 15.-
Neuer Roman
BASTEI
SCIENCE FICTION
DIE TERRANAUTEN
Die Drachen Hexen
Die letzte Chance der Terranauten
Belgien F 34 / Frankreich F 5,- / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 80



Die letzte Chance der Terranauten

Bis zum Jahr 2500 lenken die Treiber, PSI-begabte Raumfahrer, die Sternenschiffe der Menschheit. Doch dann setzte auf Betreiben des machhungrigen Lordoberst Valdec, des Vorsitzenden des über die Erde und ihr Sternenreich herrschenden Konzils der Konzerne, eine brutale Verfolgung aller Treiber ein, und an die Stelle der Treiberraumfahrt trat die Kaiserkraft als Raumschiffsantrieb. Doch die Kaiserkraft erweist sich als gefährlicher Fehlschlag. Sie stört das kosmische Energiegefüge und bringt die anderen Völker der Milchstraße gegen die Menschheit auf.

Gegen Valdec und die Kaiserkraft kämpft die Widerstandsorganisation der Terranauten unter der Führung des jungen Konzernerben David terGorden und des ehemaligen Logenmeisters Asen-Ger. Nachdem es den Terranauten in letzter Minute gelungen ist, den Angriff Außerirdischer auf Terra abzuwehren, kommt es gegen den Willen Valdecs zu einem Waffenstillstand zwischen den Terranauten und dem auf der Erde herrschenden Konzil. Das Konzil stellt jede weitere Treiberverfolgung ein und bereitet eine Rückkehr zur Treiberraumfahrt vor. Die Terranauten stellen die nötigen Treiber und die für die Arbeit der Treiber unverzichtbaren Misteln des Baumes Yggdrasil. Dafür muß David terGorden jedoch zunächst den Samen Yggdrasils von Rorqual, dem Planeten in Weltraum II, holen, denn die alte Yggdrasil ist versteinert.

Aber auf Rorqual ist es durch die Kaiserkraft zu einer rätselhaften Veränderung gekommen. Der Planet in Weltraum II hat sich gegen den Normalraum abgeschottet, so daß niemand ihn mehr betreten oder verlassen kann. David sitzt mit Yggdrasils Samen dort unerreichbar für die anderen Terranauten fest, die ohne ihn ihre Vereinbarung mit dem Konzil nicht erfüllen können. Nachdem Llewellyns Versucht, über das Pflanzen-Transmittersystem der Weltraumstraßen nach Rorqual vorzustoßen, tragisch im Wrack-System gescheitert ist, setzt Asen-Ger alles auf eine Karte. Er fliegt nach Adzharis und sucht die Hilfe eines vergessenen Volkes. In der Versiegelten Zone treffen sich Asen-Ger und DIE DRACHENHEXEN …

Die Personen der Handlung:

Asen-Ger – Logenmeister und Summacum. Mitbegründer der Terranauten und väterlicher Freund und Ratgeber. Wenn es darauf ankommt, auch ein brillanter Taktiker.

Narda – Die vierzehnjährige Treiberin besitzt besondere telepathische Fähigkeiten und ist eine überzeugte Terranautin. Ihre Abneigung gegen das Konzil wird nur noch von ihrem losen Mundwerk überboten.

Nayala – Eine junge Kartographin im Versiegelten Land, die einen Drachen reitet und sich um die Sicherheit ihres Volkes sorgt. Sie stammt aus der Familie del Drago, von der auch eine gewisse Myriam einst zu fernen Welten aufbrach.

Nell Ohara – Eine selbstbewußte, junge Frau, die als Fremdenführerin sensationshungrige Touristen auf illegalem Wege in das Versiegelte Land einschleust. Doch diesmal sind ihre Begleiter nicht auf Großwildjagd aus.

Rogan Helmer – Der Manag will den Status quo auf Adzharis verändern, um das Versiegelte Land zu einer Touristenattraktion zu machen und so den Profit seines Konzerns zu steigern.

In der wechselvollen Geschichte der Terranauten gab es selten einen so radikalen Wechsel von Triumph zu trostloser Verzweiflung wie zu Beginn des Jahres 2502. Nach dem Angriff des Außerirdischen Gorthaur auf die Erde, der erst im letzten Moment abgewehrt werden konnte, und nachdem die verheerenden Auswirkungen und Gefahren der Kaiserkraft immer deutlicher wurden, entschloß sich das Konzil gegen den Willen des Vorsitzenden Valdec, zur Treiberraumfahrt zurückzukehren. Es wurde ein Waffenstillstand mit den Terranauten geschlossen. Die Verfolgung der Treiber wurde eingestellt und die Internierungslager für Stumme Treiber aufgelöst. Doch die Wiederaufnahme der Treiberraumfahrt ließ sich nur realisieren, wenn eine neue Yggdrasil entstand, die die dafür notwendigen Misteln lieferte.

David terGorden flog nach Rorqual, dem in Weltraum II versteckten Basisplaneten der Terranauten, um den dort versteckten Samen für eine neue Yggdrasil zu holen. Und dann kam die Katastrophe. Bevor David den Samen bergen konnte, schottete sich der Planet Rorqual vom übrigen Universum völlig ab. David und Yggdrasils Samen blieben dort unerreichbar für die Terranauten und die ganze Menschheit zurück. Eine neue Treiberraumfahrt rückte in weitere Ferne als jemals zuvor, auch wenn es auf der Erde inzwischen gelungen war, den Konzilsvorsitzenden Max von Valdec zu stürzen. Schlimmer noch Konzil und Graue Garden würden sich bald nicht mehr an den vereinbarten Waffenstillstand halten, da die Terranauten ihren Teil der Vereinbarung, eine neue Yggdrasil, ja ebenfalls nicht erfüllten.

Am 12. März 2502 kehrte der Riemenmann Llewellyn 709 vom Planeten Veldvald zur Terranauten-Basis auf Aqua zurück und brachte neue, deprimierende Nachrichten. Der Versuch, mit der GARIBALDI unter Logenmeister Hadersen Wells über die Weltraumstraßen des Raum-Zeit-Stroboskops nach Rorqual vorzudringen, war gescheitert. Wells und einige seiner Logenmitglieder hatten den Tod gefunden, die GARIBALDI ging verloren. Ein rätselhafter Fremder, der sich unter dem Namen Luther Straightwire in Wells' Loge eingeschlichen hatte, hinterließ den Terranauten eine ernstzunehmende Warnung, keine weiteren Experimente mit dem Raum-Zeit-Stroboskop zu unternehmen, da dieses Transmittersystem offenbar gestört war.

Fast gleichzeitig traf auf Aqua ein Kurier des Konzils ein, der die Terranauten nachdrücklich an ihr Versprechen erinnerte, eine neue Yggdrasil zu liefern. Angesichts dieser aussichtslosen Lage entschloß sich Asen-Ger zu einem Schritt, den er bisher aus persönlichen

Gründen nie gewagt hatte. Er flog zum Planet der Drachenhexe …

*

Wie jeder Morgen auf Adzharis war auch dieser anfänglich trüb und nebelverhangen. Als Nell Ohara aus ihrem tiefen und kräftigen Schlummer erwachte und mit der Rechten nach der weichen Schulter ihrer Gefährtin tastete, griff sie ins Leere. Sie wurde schlagartig hellwach und schleuderte die Decken beiseite.

Welche Närrin sie doch war.

Die Macht der Gewohnheit schien stärker zu sein, als sie angenommen hatte. Jayna war doch gar nicht mehr da. Sie war schon vor einer Woche gegangen, und es bestand kein Grund zu der Annahme, daß sie einander je wiedersehen würden.

Nell stieß einen leicht melancholischen Seufzer aus, reckte sich und warf einen gelangweilten Blick aus dem Fenster ihres Hotelzimmers. Tief unter ihr breitete sich die Kyriain Bay aus. Das Wasser war klar und blau, und man konnte aus dieser Höhe beinahe bis auf seinen Grund hinabsehen. Dicht über der Oberfläche schwebten noch vereinzelte Nebelfetzen dahin, aber sie waren bereits im Begriff, sich aufzulösen. Bald würde die Sonne über den Horizont klettern und Chrama, den einzigen Mond dieser Welt, auf den Platz verweisen, der ihm während der Helligkeitsperiode gebührte.

Dutzende von kleinen Fischerbooten durchpflügten mit gesetzten Segeln die Wellen. Hier und da war auch ein altmodischer Raddampfer zu sehen, der Touristen von den Inneren Welten des Sternenreiches zur Poseidonis-Plattform hinausbrachte. Sobald der Morgennebel sich hob und die Sonnenstrahlen sich auf dem Wasser brachen, würden die Fischer auf die unzähligen Nachbarfjorde zuhalten. Dort lagen ihre bevorzugten Fanggründe, denn wie überall an den Küstenstreifen des Kontinents Nambur bestand auch die die Kyriain Bay umgebende Seelandschaft aus vorwiegend seichtem Gewässer. Schon deswegen konnten die Fjorde von den Fangeinheiten der Barnum Seafood Inc. nicht angelaufen werden. Daß die Einheimischen überhaupt über Arbeit und Brot verfügten, hatten sie nur dem großen Tiefgang der schweren Flotten des planetenumspannenden Konzerns zu verdanken.

Für die Fischer der Kyriain Bay mochte dieser Tag genau der richtige sein, aber nicht für Nell Ohara. Ein Blick auf den automatischen Wandkalender überzeugte sie davon, daß sie das Hotel heute würde verlassen müssen. Ihre finanziellen Mittel waren fast

aufgebraucht; es hatte keinen Sinn, noch länger die Zeit in dieser kleinen Stadt zu vertrödeln. Mit Jayna war es aus, sie hatte sich für einen Mann entschieden, der auf seiner Heimatwelt offenbar eine hohe Position einnahm – er sollte sogar Manag sein, hieß es. Jayna hatte sich von Gold und Geld schon immer stark beeinflussen lassen. Jetzt hatte sie endlich das, was sie immer haben wollte.

Nell stand auf, sprang unter die Dusche, kämmte flüchtig ihr langes Haar, warf einen Blick in den Spiegel und streckte der zierlichen Blondinen, die ihr entgegensah, herausfordernd die Zunge entgegen. Seit ihrem siebzehnten Lebensjahr – also seit fast acht Jahren – verdiente sie sich nun ihren Lebensunterhalt damit, daß sie kleine Gruppen von wohlhabenden Abenteurern und Sonntagsjägern durch das Versiegelte Land führte. Sie lebte nicht schlecht dabei, denn natürlich diktierte die Tatsache, daß ihr Tun ungesetzlich war, die Preise. So, wie sie das Geld verdiente, zerrann es ihr allerdings auch wieder unter den Fingern, denn wenn sie in ihrem Leben eines nicht gelernt hatte, dann das, wie man seine Barschaft zusammenhält. Daß sie ebenso oft pleite wie gut bei Kasse war, machte ihr allerdings nicht viel aus. Vermögen war dazu da, um ausgegeben zu werden – und außerdem gab es ja hin und wieder neue Aufträge. Die reichen Nichtstuer, die bereit waren, alles dafür zu geben, wenn sie dafür nur einen echten Drachen erlegen durften, runzelten in der Regel nicht einmal die Stirn, wenn sie erfuhren, wie teuer sie dieser Spaß kommen würde.

Und Nell Ohara langte zu, wo immer sich eine Gelegenheit zum Geldverdienen bot. Ein nicht unbeträchtlicher Teil ihrer Einkünfte versickerte allerdings in den unergründlichen Taschen der Beamten, die ihre Tätigkeit eigentlich hätten unterbinden müssen. Aber da ein anspruchsvolles Leben auf Adzharis ebenso teuer war wie auf der Erde, konnte sich im allgemeinen jeder, der ihnen ein gutes Angebot machte, ihrer Sympathie erfreuen. Natürlich gab es auch unbestechliche Ordnungshüter auf Adzharis, aber sie schienen ebenso dünn gesät zu sein wie weiße Wale. Nell hatte sich im Laufe ihrer Karriere ein Netz von Beziehungen aufgebaut, das sie pflegte. Ein einziger Versuch, ohne die Unterstützung der öffentlich bestellten Sachwalter auszukommen, hatte in einem Fiasko geendet. Seither unternahm, sie keinen Schachzug, ohne sich zuvor das Wohlwollen eines Wächters erkauft zu haben; sie liebte das Leben in der freien Natur über alles und war um keinen Preis bereit, es gegen das eintönige Dasein in einer der drei Großstädte Namburs einzutauschen.

Nachdem sie sich angezogen und ihr kleines Bündel geschnürt hatte,

eilte sie in die Halle hinunter, bezahlte ihre Rechnung und trat auf die Straße hinaus. Der Morgen wurde allmählich heller und wärmer. Der Himmel hatte sich aufgeklart, und die Sonne erzeugte Trockenheit und Wohlbehagen. Es waren nur wenige Menschen unterwegs; hauptsächlich kleine Händler, die an der Strandpromenade ihre Buden aufstellten und auf die ersten Touristen warteten. Möglicherweise würden die einheimischen Fischer heute einen reichhaltigen Fang mit nach Hause bringen.

In der kleinen Hafenkneipe, in der Nell ihre Geschäfte abzuwickeln pflegte, wenn sie in der Kyriain Bay weilte, hielten sich bis auf den wohlbeleibten, glatzköpfigen Wirt lediglich sechs oder sieben ältere Fischer auf. Als Nell an ihnen vorbeiging, hörte sie, daß die Männer sich große Sorgen über das Kraftfutterprogramm der Barnum Seafood machten. Ihre Ausbeute wies immer öfter starke genetische Schäden auf, aber dem Konzern schien dies keine allzu großen Sorgen zu bereiten. Der Fischbedarf der Gesellschaft wuchs von Tag zu Tag, und sie sah offenbar keine andere Möglichkeit der Ertragssteigerung, als den großen Ozean, in dessen Mitte Nambur lag, mit synthetischer Nahrung vollzupumpen. Die kleinen Fische wuchsen zwar nun schneller heran, aber ihre Nachkommen wiesen mehr und mehr die Dimensionen von Monstrositäten auf.

Es war Nell während ihres dreiwöchigen Aufenthalts in der Kyriain Bay nicht entgangen, daß es unter den einheimischen Fischern gärte. In den zahlreichen anderen Fischerdörfern lagen die Dinge ähnlich, und sie zweifelte nicht daran, daß es über kurz oder lang zu einem Aufruhr kommen mußte.

Und daß die Fischer unzufrieden waren, hatte gute Gründe. Ihre Vorfahren waren einst als freie Humos nach Adzharis gekommen, aber da es Barnum Seafood binnen zweier Generationen gelungen war, die Kontrolle über den gesamten Planeten an sich zu reißen, stellten sie nun nichts anderes mehr dar als Zulieferer einer gewaltigen industriellen Maschinerie, die ihnen nicht nur die Preise diktierte, sondern ihnen auch noch die Fanggebiete zuwies. Die großen Flotten der Barnum Seafood grasten den Ozean in seiner Gänze ab. Die seichten Küstengewässer waren alles, was den einheimischen Fischern noch geblieben war – und jetzt schickte sich die sogenannte Kraftnahrung, die der Konzern täglich in Mengen von hunderttausend Tonnen ins Meer kippte, an, ihre Fanggründe zu verseuchen.

Die Frage war nur, ob sie stark genug waren, gegen die Macht Barnums angehen zu können. Die Graue Garnison von Adzharis war zwar nicht sonderlich stark und konzentrierte sich hauptsächlich auf

die drei großen Städte, aber dennoch war es sicherlich ein Fehler, ihre Kampfkraft zu unterschätzen. Daß die Grauen von Woche zu Woche wachsamer wurden, konnte man allein daran ablesen, daß die bestechlichen Beamten immer weniger wurden. Offenbar fand derzeit ein großes Austauschprogramm statt.

Nell ließ ihr Bündel neben dem Tresen auf den Boden fallen und bestellte sich ein Frühstück und einen Rhonga.

Haynor, der fettleibige Wirt, sah überrascht auf.

»So früh am morgen schon harte Sachen, Nell?« fragte er stirnrunzelnd. »Ich kann nicht sagen, daß mir das gefällt.«

»Du lebst doch davon, Alter«, sagte Nell lachend und kletterte auf einen Barhocker. »Außerdem habe ich durchaus vor, zuerst etwas zu frühstücken.«

Während Haynor sich in der kleinen Küche zu schaffen machte, nahm Nell die Gelegenheit wahr und schaute sich um. Sie war seit zwei Wochen nicht mehr hiergewesen, und schon kam ihr die Einrichtung fremd vor. Das Mobiliar des winzigen Lokals bestand vorwiegend aus hölzernen Tischen und Stühlen, aber Haynor hatte da und dort eine Nische abgetrennt. An der Decke hing ein altes Fischernetz, und auf den Tischen standen dickbauchige grüne Flaschen, in deren Hälsen bunte Wachskerzen steckten. In den Abendstunden, wenn die Fischer und ihre Mädchen sich hier versammelten, wirkte Haynors Bar manchmal richtiggehend romantisch; jetzt, bei Tag, sah sie eher trostlos und öde aus.

»Bist du wieder auf Achse?« fragte Haynor, als Nell ihr Frühstück verzehrt und den Rhonga hinuntergekippt hatte.

»Ich bin fast pleite«, gestand sie. »Und außerdem möchte ich gerne außer Reichweite sein, wenn es hier ernsthaft zu brodeln anfängt.« Sie deutete mit dem Kopf auf die diskutierenden Fischer, die sich jetzt nicht mehr die Mühe gaben, sonderlich leise zu sein.

Haynor nickte betrübt. »Es dauert nicht mehr lange, bis sie explodieren«, sagte er nachdenklich. »Das, was Barnum mit ihnen macht, wird sich auf lange Sicht sicher nicht auszahlen. Der chemische Dreck, den die Gesellschaft seit Jahren in den Ozean kippt, fordert täglich mehr Opfer.«

»Opfer?« fragte Nell überrascht. »Was …?«

In diesem Moment betrat ein grauhaariger Mann mit einem steifen Bein das Lokal und sah sich um. Als er Nell entdeckte, hellten sich seine Züge auf.

»Igor, alter Junge«, rief Nell herzlich und nahm den Neuankömmling in die Arme. »Dich habe ich ja seit einer Ewigkeit

nicht mehr gesehen!«

»Es ist nur ein Jahr her, Mädchen«, sagte der mit Igor angesprochene Mann und hievte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht auf den neben Nell stehenden Barhocker. »Aber wie du siehst, hat es mich schlußendlich doch noch erwischt.« Er klopfte auf sein Bein.

»Unfall?« fragte Nell und bestellte für Igor und sich einen Drink.

»Wie man will. Schußverletzung. Aber jedenfalls ernsthaft genug, um mir klarzumachen, daß es mit der Arbeit im alten Stil ein für allemal aus ist. Ich schlage mich jetzt als Vermittler durch.«

»Oh«, sagte Nell betroffen. Sie kannte Igor seit einem halben Jahrzehnt. Er hatte sie ausgebildet und auf die ersten Streifzüge durch das Versiegelte Land mitgenommen. Man sagte ihm nach, daß es in den verbotenen Zonen Namburs keinen Fleck gäbe, auf den er nicht schon seinen Fuß gesetzt hatte. Und nun hatten die Hexen ihm offenbar einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber schließlich erwartete niemand, der seine fünf Sinne beieinander hatte, daß das Glück ihm ewig hold sein müsse.

»Hast du einen Job für mich?« fragte Nell.

Igor nickte. »Deswegen bin ich hauptsächlich hergekommen.« Er sah sich um, maß die Fischer mit einem mißtrauischen Blick und fügte schließlich hinzu: »Die Aufgabe ist nicht ganz einfach, weißt du … Es handelt sich nicht um eine gewöhnliche Jagdpartie …« Er beugte den Kopf und sagte mit leiser werdender Stimme: »Wir sollten uns anderswo darüber unterhalten.«

Nell sah verblüfft auf. Bevor sie etwas sagen konnte, gab Igor ihr mit einem Zeichen zu verstehen, daß sie schweigen solle. Er orderte einen kleinen Krug Wein und zwei Becher, zupfte an Nells weitem Blusenärmel und zog sich schließlich mit ihr in den entferntesten Winkel der Bar zurück. Die anwesenden Fischer diskutierten weiter. Von ihnen drohte keine Gefahr. Aber in der Zwischenzeit hatte eine Gruppe von Männern das Lokal betreten. Es waren unverkennbar Touristen – und wohlhabende dazu. Sie näherten sich lärmend der Theke und verlangten lautstark nach Getränken.

»Die Sache ist heikel«, sagte Igor, nachdem sie Platz genommen und einander zugeprostet hatten. »Und das nicht nur deswegen, weil sie dich in völlig unbekannte Gegenden des Drachenlandes bringen kann, sondern …« Er zögerte.

»Sondern?« fragte Nell hellhörig.

»Die Leute, in deren Auftrag ich hier bin, sind von der Erde gekommen, Nell. Sie haben sich mir gegenüber als Ethnologen ausgegeben, aber das sind sie nicht …«

Nell sah den Grauhaarigen mißtrauisch an. »Hast du einen Grund, mir von der Annahme des Auftrags abzuraten?« fragte sie.

Igor lachte. »Es handelt sich nicht um Regierungsvertreter, wenn du das meinst«, erwiderte er. »Aber ich kann nicht von mir behaupten, daß ich mir über die Ziele der Leute klar bin.« Er trank einen Schluck und sah Nell aufmerksam an. »Sag mal, interessierst du dich eigentlich für galaktische Politik?«

»Kaum«, sagte Nell kopfschüttelnd. »Aber das liegt hauptsächlich an der Isolation, in der ich lebe. Wenn man nur vier- oder fünfmal im Jahr in die Zivilisation zurückkehrt, hat man kaum Zeit, sich über den aktuellen Stand der Dinge zu informieren. Ich weiß natürlich, was ganz allgemein vor sich geht: Das Sternenreich wird wohl zur Treiberraumfahrt zurückkehren; der Thron des Konzilsvorsitzenden soll wanken; diese Terranauten haben eine Position erobert, die …« Sie hielt inne und fragte: »Sag mal, wieso interessiert dich das überhaupt?«

Igor rieb nachdenklich sein Kinn. »Obwohl die Leute inkognito nach Adzharis gekommen sind, habe ich sie erkannt. Ich frage mich allerdings, ob ihre Namen dir überhaupt etwas sagen würden. Ich weiß nicht, ob es vielleicht einen Nachteil für dich mit sich brächte, wenn ich dir sage, wer sie sind.«

Nell legte eine Hand auf seinen Arm.

»Hör zu, Igor«, sagte sie, »du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß ich keine Idiotin bin. Wenn ich eine Führung mache, dann sollten zwei Dinge von vornherein klar sein: Wieviel zahlen sie? Und was ist ihr Ziel?«

»Sie zahlen gut; außergewöhnlich gut sogar«, sagte Igor, »aber was ihr Ziel anbetrifft, so kann ich dir nur sagen, daß sie sich ihrem Führer erst dann offenbaren wollen, wenn sie die Barriere überschritten haben und mitten im Drachenland sind.«

Nell lachte erheitert. »Damit ich keinen Rückzieher mehr machen kann, wie?«

Igor zuckte die Achseln. »Es sieht so aus. Aber ich sagte ja, daß die Sache heikel ist.« Er griff in die Innentasche seiner Jacke und brachte ein dickes Banknotenbündel zum Vorschein. Nell stieß einen leisen Pfiff aus. »Sie sind bereit, eine Menge anzulegen«, fuhr Igor fort. »Ich habe mir erlaubt, meine Provision und die üblichen Bestechungsgelder im voraus abzuziehen.«

»Du scheinst dir deiner Sache ja mächtig sicher zu sein«, sagte Nell.

»Ich kenne dich doch«, sagte Igor.

»Vergiß mich trotzdem«, erwiderte Nell kurz. »Das Geschäft ist mir

zu undurchsichtig.«

»Hast du Angst?«

Nell zuckte die Achseln. »Gerade das Verbotene reizt mich«, erwiderte sie nach einer Weile. »Aber ich bin nun mal keine Idiotin. Wenn ich schon nicht erfahren soll, wer die Leute sind, will ich wenigstens wissen, wohin sie wollen. Das Drachenland ist kein Naturpark. Ich würde niemals meinen Hals riskieren, bloß weil ein paar Exzentriker Spaß daran haben, die Geheimnisvollen zu spielen.«

»Und *das* ist dein letztes Wort?«

»Mein allerletztes.«

Igor seufzte. Er steckte das Geldpaket wieder ein und stand auf. Im letzten Augenblick schien er sich jedoch eines Besseren zu besinnen. Er sah sich kurz um, setzte sich wieder hin und hielt Nell ein 3-D-Foto unter die Nase.

»Das sind die Leute. Ich dachte, es interessiert dich vielleicht, wie sie aussehen.«

Auf dem Foto waren zwei Menschen abgebildet. Der erste war ein älterer, hochgewachsener, schlanker Mann mit bronzefarbener Haut, grünen Augen und schulterlangem, weißlichem Haar. Sein Alter war schwer abzuschätzen. Er konnte ebenso vierzig wie neunzig Jahre alt sein. Die Linien, die sich in sein Gesicht gegraben hatten, deuteten allerdings an, daß er im Laufe seines Lebens weit herumgekommen war. Aus seinen Augen sprach die Weisheit des Alters; sein Körper hingegen war muskulös, jugendlich und sportgestählt. Nell zweifelte nicht daran, daß der Unbekannte es mit jedem Dreißigjährigen aufnehmen konnte.

Seine Züge kamen ihr merkwürdig vertraut vor; es war nicht unmöglich, daß sie ihn hin und wieder auf einem TV-Schirm gesehen hatte. Wer war er? Ein exzentrischer Filmstar? Ein hochgestellter Manag, der auf Adzharis ein paar abenteuerliche Wochen verbringen wollte, um daheim mit Erfahrungen prahlen zu können, die in seinem Bekanntenkreis niemand vorweisen konnte? Ein Konzilsbeauftragter, der Erhebungen über das Leben der Drachenhexen anstellen wollte?

Neben dem geheimnisvollen Mann war ein Mädchen abgebildet, dessen Gesicht Nell nach Luft ringen ließ. *Jayna!* Aber das war natürlich Unsinn. Mehr als eine oberflächliche Ähnlichkeit war nicht vorhanden. Dennoch – das Antlitz der Fremden zog Nell mit magischer Kraft an. Sie musterte die fraulichen Formen des Mädchens und kam zu dem Schluß, daß es jünger war, als es aussah. Die dichte braune Haarmähne verlieh der Fremden das Aussehen einer kampfbereiten jungen Löwin. Sie hatte braune, intelligent blickende

Augen, einen hübsch geformten Mund mit vollen Lippen und trug eine dunkelgrüne Kombination mit einem breiten Gürtel. Ihr Alter war ebenso schwer zu schätzen wie das des Mannes. Auf alle Fälle war sie Nells Typ.

»Na schön, Igor«, sagte sie seufzend und gab dem Grauhaarigen das Foto zurück. »Ich muß gestehen, daß ich deinen Argumenten nur schwerlich etwas entgegensetzen kann. Sag mir, wo ich die Leute finde.«

Igor lächelte. »Ich wußte, daß du letztendlich doch noch zur Vernunft kommen würdest«, meinte er und packte das Geldbündel wieder aus.

*

Das Barnum-System bestand aus sechs Planeten, von denen fünf öde, atmosphärelose Gesteinsbrocken ohne Leben waren. Der einzige bewohnbare Planet – Adzharis oder Barnum II – war eine erdgroße Welt. Ihre Schwerkraft überragte die Terras um knapp zehn Prozent. Für die Einheimischen bedeutete der Gravitationsunterschied praktisch nichts; unsportliche Charaktere – etwa jene, die als Touristen nach Adzharis kamen – litten unter den herrschenden Verhältnissen nur dann, wenn sie besonders fettleibig waren. Auf den schlanken, über zwei Meter großen Mann, der kurz nach Nell Oharas Ankunft an den Swimming-pool des Hotels trat, traf dies sicher nicht zu. Mit der Geschmeidigkeit einer Wildkatze kam er die marmornen Stufen hinunter, schenkte Nell ein freundliches Lächeln und schüttelte ihr die Hand.

»Mein Name ist …«

»Sagen Sie bloß nicht Smith«, unterbrach Nell ihn und deutete auf einen einsam auf der Terrasse stehenden Sonnenschirm. »Wollen wir uns nicht setzen? Ich heiße Nell Ohara. Igor hat Ihnen meinen Besuch angekündigt.«

Der Fremde lachte. Sie nahmen Platz. Das Hotel lag etwa fünfzig Meter über dem Meer an einem mit grünen Büschen bewachsenen Felshang. Der Ausblick war grandios. Auf den perlenden Wogen dümpelten mehrere Dutzend Luxusjachten, über ihnen spannte sich der Himmel in einem herrlichen Hellbau. Es war ruhig und still; daß Transit City nur zehn Kilometer von den Küstenhotels entfernt lag, merkte nur der, der sich die Mühe machte, den Kopf zu heben, denn hin und wieder konnte man von den Hotelterrassen aus die Flugbahn der Zubringerschiffe verfolgen. Adzharis wurde ständig von

gigantischen Containerschiffen umkreist, die die tägliche Fischausbeute zu den Sternen brachten. Der Planet rotierte in 28,16 Stunden einmal um seine Achse; demgemäß lang waren auch seine Helligkeitsperioden.

»Sie wissen, wer ich bin?« fragte der Fremde.

»Ich kenne Ihr Gesicht«, gab Nell zu, »aber ich weiß nicht, mit welchem Namen ich es in Zusammenhang bringen soll. Sind Sie jemand, den man kennen müßte?«

Die Frage schien den Mann zu erheitern. Sein Lachen war nicht unsympathisch, entschied Nell, außerdem hatte er hübsche Zähne. Er maß sie mit einem prüfenden Blick und sagte dann: »Kommen wir zur Sache, Nell. Ich darf Sie doch so nennen?«

»Sicher.« Nell sah sich um. »Wo ist das Mädchen, das zu Ihnen gehört?«

Der Fremde schmunzelte. »Nennen Sie mich Ansgar. Meine Tochter werden Sie gleich kennenlernen. Wollen Sie einen Drink?«

Nell lehnte nicht ab. Ansgar hatte kaum ihr Glas gefüllt, als das Mädchen auf die Terrasse hinaustrat. Sie trug ein enganliegendes weißes Kleid und hatte ihr Haar zu einem Zopf geflochten. Nell schenkte ihr einen kurzen Blick und senkte verwirrt den Kopf. Irgend etwas an den braunen Augen der anderen irritierte sie. Das Mädchen schien bis in die Tiefen ihres Herzens hineinsehen zu können. Besaß sie etwa PSI-Kräfte? Nell beschloß auf der Stelle, fortan ihre Gedanken stärker im Zaum zu halten.

»Namen«, sagte die junge Frau und nahm neben ihr Platz, »sind einer alten Phrase zufolge angeblich nichts anderes als Schall und Rauch. Nennen Sie mich – Gerith.«

»Gern.« Nell stellte sich vor und drückte Gerith die Hand. »Können wir gleich zur Sache kommen?«

Ansgar nickte. Er warf einen Blick auf die von wimmelndem Leben erfüllte Strandregion und sagte: »Unser Ziel kennen Sie ja bereits, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht mehr, als daß Sie ins Drachenland wollen«, erwiderte Nell. »Aber wenn ich die Ausrüstung zusammenstellen soll, müßten Sie an sich schon etwas konkreter werden. Es ist immerhin ein Unterschied, ob man Schmetterlinge oder Drachen jagen will.«

»Wir wollen nichts von beidem«, sagte Ansgar. »Um ganz offen zu sein: Wir haben nicht die geringste Neigung, an einer Jagdexpedition teilzunehmen. Meine Tochter und ich wollen ins Zentrum des Drachenlandes vorstoßen und mit einer bestimmten Clan-Familie Kontakt aufnehmen.«

»Sie sind verrückt«, sagte Nell und stand auf. »Und ich habe keine Lust, meine Zeit mit Ihnen zu vergeuden.«

»Bleiben Sie sitzen, Nell«, sagte Gerith und zupfte an Nells Ärmel. »Wollen Sie sich nicht wenigstens anhören, was wir Ihnen sagen wollen?«

»Na gut«, sagte Nell zögernd. »Aber glauben Sie bloß nicht, daß ich meine Ansichten deswegen ändere.« Sie winkte einem einheimischen Kellner und ließ sich ein Eisgetränk bringen. Waren diese Leute wirklich Ethnologen? Es war Nell nicht unbekannt, daß es Wissenschaftler gab, die sogar das eigene Leben riskierten, um der Fachwelt neue Forschungsergebnisse liefern zu können – aber gehörte sie zu jenen Menschen, die um irgendeines fragwürdigen Fortschritts willen den Hals riskierte? Sie hatte bisher Dutzende von Expeditionen in das Drachenland geführt – aber keiner der illegalen Reisenden war bisher so vermessen gewesen, sich in die Höhle des Löwen vorzuwagen. Die wilden Drachen waren schon gefährlich genug; mit den Hexen wollte niemand nähere Bekanntschaft schließen.

»Wir sind weder zu unserem Vergnügen hier, noch um für das Konzil oder eine wissenschaftliche Vereinigung neue Erkenntnisse zu sammeln«, sagte Gerith plötzlich und deutete Nell gegenüber an, daß sie entweder Gedanken zu lesen verstand oder einfach eine gute Menschenkennerin war. »Unsere Aufgabe ist selbstgewählt und dient einem Zweck, den wir Ihnen jetzt leider noch nicht verraten können. Igor hat uns versprochen, Ihnen jedes nötige Kartenmaterial auszuhändigen, wenn Sie einwilligen, den Part der Führerin zu übernehmen. Und außerdem – schlecht gezahlt haben wir ja auch nicht.«

»Sie können Ihr Geld zurückhaben«, sagte Nell, »wenn Sie glauben, daß ich nur den Preis in die Höhe treiben will. Ich bin in meinem Leben noch nie im Zentrum des Drachenlandes gewesen und habe auch nicht vor, es jemals zu betreten. Wie Sie sicherlich wissen, sind die Drachenhexen nicht sehr erfreut darüber, daß Leute wie ich sich mit Großwildjägern auf ihrem Territorium herumtreiben. Die Expeditionen, die ich bis jetzt geführt habe, sind nie weiter als tausend Kilometer in das Drachenland eingedrungen; wahrscheinlich bin ich deswegen auch stets mit genau den Leuten zurückgekehrt, mit denen ich aufgebrochen bin. Anderen Gruppen ist es nicht immer so gut ergangen. Abgesehen von der tödlichen Gefahr, in die wir uns begeben würden, wenn wir über die Toleranzgrenze hinausgehen, ist da immer noch das Problem, daß ich das Gebiet, in das Sie wollen, überhaupt nicht kenne.«

»Niemand außer Igor kennt dieses Gebiet«, sagte Ansgar. »Aber er hat Karten, die kein anderer hat. Was halten Sie von diesem Mann, Nell?«

»Ich würde ihm bedenkenlos mein Leben anvertrauen«, sagte Nell. »Vorausgesetzt, daß er es ist, der diese Expedition anführt.«

»Das kann er aber nicht mit seinem kaputten Bein.«

Nell nickte. »Ich weiß.«

»Was ich Ihnen jetzt sage«, sagte Ansgar, »wird Sie vielleicht überraschen. Möglicherweise werden Sie es sogar für einen dummen Anbiederungsversuch halten – aber Igor hat uns gesagt, daß der einzige Führer, auf den er sich bei einem solchen Unternehmen verlassen würde, Sie sind.«

»Oh, hat er das?« Nell fühlte sich tatsächlich eine winzige Sekunde lang geschmeichelt. Sie schüttelte den Kopf. »Er hat sicher maßlos übertrieben.«

»Das glaube ich nicht.« Ansgar beugte sich vor und sagte: »Wir haben mit mehreren Führern gesprochen, Nell, bevor Sie hier ankamen. Es gab nicht einen, der Igors Aussage über Sie nicht bestätigt hätte.«

Zu dumm, dachte Nell. *Jetzt haben sie mich.* Sie dachte an den Batzen Geld, den Igor ihr gegeben hatte (einen Teil davon hatte schon der Flug nach Transit City verschlungen), und fragte lahm: »Was wollen Sie überhaupt bei den Drachenhexen? Sie sind Ethnologen, nicht wahr? Wieso glauben Sie, ein solches Abenteuer heil überstehen zu können?«

»Wir glauben nicht, wir hoffen«, sagte Ansgars Tochter. »Und wir hoffen, weil wir keine andere Wahl haben. Wir *müssen* in das Drachenland, Nell, und ich versichere Ihnen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich Ihnen sage, daß es dabei um Leben und Tod geht! Auch dieser Planet wird ...« Sie biß sich auf die Unterlippe, als habe sie zuviel gesagt.

Nell schwieg eine Weile. Sie war stets eine Frau gewesen, die sich mehr auf ihren Intellekt als auf ihre Gefühle verlassen hatte (wahrscheinlich war Jayna deswegen auch gegangen), aber der Ausdruck Geriths – ihre Stimme, ihr Blick, ihre ganze Körperhaltung – deutete an, daß sie es absolut ernst meinte. *Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde,* dachte Nell, *von denen uns unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.* Wer hatte das noch geschrieben? Egal. Auf jeden Fall schien dieser Anspruch die Realität zu treffen. Hier war jemand in Not, das hatte sie im Gefühl. War es ihr denn – verdammt noch mal – nicht möglich, *einmal* den Intellekt außer acht zu lassen?

Zögernd sagte sie: »Sind Sie sicher, daß die zu erwartenden Strapazen Ihnen nicht zu sehr zusetzen werden?«

Ansgar lachte. Gerith machte ein betretenes Gesicht. Eine ganze Weile später, als Nell sich bereits unwohl zu fühlen begann und sich fragte, ob sie dem Mädchen damit zu nahegetreten war, erwiderte die andere: »Ich glaube, ich habe schon härtere Strapazen ertragen müssen, Nell.«

»Ich weiß nicht, warum ich's tue«, sagte Nell und trank ihr Glas leer, »aber ich mache es.«

Ansgar schien sichtlich erleichtert zu sein. »Wann brechen wir auf?«

»Sobald die Ausrüstung beisammen ist. Das kann einen, aber auch drei Tage dauern. Das einzige Problem, dem wir gegenüberstehen, ist der Buschpilot, der uns an die Barriere heranbringt.«

»Ist es schwierig, einen solchen Mann zu finden?« fragte Gerith.

»Normalerweise nicht. Aber im Moment haben wir auf Adzharis Hauptsaison – und wenn es schon verboten ist, die Barriere zu *überfliegen,* wollen die Leute doch wenigstens mal einen Blick von der Seite auf die Wildnis werfen. Wenn alles klappt, werde ich morgen einen geeigneten Mann wissen. Lassen Sie sich inzwischen von Igors Büro die Landkarten bringen.«

Ansgar stand auf und schüttelte ihr die Hand. Seine Tochter schenkte Nell ein Lächeln, das sie beinahe hinwegschmelzen ließ. *Ich weiß nicht genau, warum ich's tue,* dachte sie, *aber einem Mädchen mit Jaynas Gesicht kann ich einfach nichts abschlagen.*

*

Das Rotorengedröhn riß Nell aus dem Schlaf. Als sie aufwachte, sagte der Pilot: »Wir sind gleich da, Nell. Sag den Leuten, daß sie sich bereithalten sollen. Ich will so schnell wie möglich wieder weg. Die letzte Nacht hat mich, offengestanden, ziemlich hart rangenommen.«

Nell lachte und sagte Ansgar und Gerith Bescheid. Sie schulterten ihre fünfzigpfündigen Rucksäcke und hängten sich die Lasergewehre um. An Nells Gürtel baumelte neben einem Kompaß noch eine kleine Ledertasche mit Kartenmaterial. Das sogenannte Versiegelte Land war weitgehend unerforscht, und die offiziell herausgegebenen Landkarten zeigten – zumindest, was diese Zone anging – nur großmaßstabige, unscharfe Luftbilder. Nach dem, was die illegalen Jagdführer an Informationen zusammengetragen hatten, konnte man sich nur grob richten, aber Nell sah keine Schwierigkeiten, mit dem ihr zur Verfügung stehenden Material zurechtzukommen. Igor war stets ein

Mann gewesen, dem man vertrauen konnte. Sie hatte schon früher mit seinen Angaben gearbeitet und war bisher nie schlecht dabei gefahren.

Das Versiegelte Land umfaßte einen Bereich von sieben Millionen Quadratkilometern und lag genau im Mittelpunkt des Kontinents Nambur. Der Hauptteil dieses gewaltigen Gebiets bestand aus Gebirgen. Die dazwischenliegenden Täler waren jedoch stark bewaldet und boten unzähligen Menschen Lebensraum. Niemand wußte genau, wie viele Menschen hier lebten, aber die Schätzungen gingen in die Hunderttausende. Seit über zweihundert Jahren mieden die offiziellen Behörden von Adzharis jeden Kontakt mit den Bewohnern des Versiegelten Landes. Die genauen Gründe für dieses Verhalten kannte niemand, aber es war allgemein bekannt, daß die dort lebenden Abtrünnigen das Sternenreich nicht als Vertreter ihrer Interessen anerkannten. Das Versiegelte Land war, wenn man so wollte, eine Enklave von Dissidenten innerhalb des Systems. Daß man nicht gegen sie vorging, lag ausschließlich daran, daß die Abtrünnigen über Kräfte verfügten, die niemand richtig einzuschätzen vermochte.

Bildungsmäßig etwas zu kurz gekommene Küstenfischer und Inlandjäger schworen Stein und Bein, daß die Abtrünnigen sich magischer Kräfte bedienten; andere, nicht weniger unseriöse Quellen wollten wissen, daß sie blasphemischen Kulten und Ritualen huldigten und ihre schrecklichen Kräfte direkt aus den Händen kosmischer Dämonen empfingen.

Tatsächlich aber – und das mußte jedem Menschen klar sein, der die Kunst des Lesens beherrschte – handelte es sich bei den Bewohnern des Versiegelten Landes fast ausnahmslos um die Nachkommen eines fehlgeschlagenen Kolonisationsprojekts, über das man in den Reihen des Konzils seit Generationen tunlichst schwieg.

Vor zweihundertfünfzig Jahren, zur Zeit des Großen Exodus, war unter der Schirmherrschaft der Konzerne auf dem einzigen Kontinent dieser Welt der Versuch unternommen worden, eine ganz und gar auf PSI-Kräften basierende Kultur aufzubauen, die das Ziel verfolgte, unter den strengen Anleitungen eines eigens für diesen Zweck angefertigten Zuchtprogramms Treiber mit außergewöhnlichen Fähigkeiten zu produzieren.

Man hatte mit besonders starken PSI-Kräften ausgestattete junge Leute aus dem ganzen Sternenreich nach Adzharis gebracht, sie hier angesiedelt und ihnen eine fünfzigjährige ungestörte Aufbauphase zugebilligt, die schließlich in ein genetisches Zuchtprogramm einmünden sollte.

Während die erste Kolonistengeneration noch freiwillig zu diesem

Experiment zur Verfügung gestanden hatte, sah sich das Konzil fünfzig Jahre später plötzlich einer neuen Generation gegenüber, die nicht bereit war, die mit ihren Eltern abgeschlossenen Verträge einzuhalten. Besonders die jungen Frauen weigerten sich strikt, einfach zum Faktor eines Zuchtprogramms herabgewürdigt zu werden. Nachdem sich die zweite Generation der Siedler ganz offen gegen die Pläne des Konzils ausgesprochen hatte, gelangte man schließlich zu der Ansicht, das Kolonisationsprojekt als gescheitert anzusehen. Man hatte den Versuch unternommen, die Kolonie aufzulösen, aber erfolglos: Die zweite Generation der Kolonisten sah Adzharis als Heimat an und wollte den Planeten nicht verlassen. Daß das Konzil schließlich den Versuch unternahm, die Kolonie mit Gewalt aufzulösen, resultierte lediglich aus der Tatsache, daß man nicht gewillt war, in seiner unmittelbaren Umgebung ein Nest oppositionell eingestellter Renegaten hinzunehmen, die außerdem noch über starke PSI-Kräfte verfügten. Es war zu harten Kämpfen gekommen, aber im Endeffekt hatte es sich als unmöglich erwiesen, die Kolonie zu vernichten. Seit zweihundert Jahren lebten die Nachkommen der ersten Kolonisten nun – abgeschlossen von der Außenwelt und den anderen Planeten – im Versiegelten Land. Nach Beendigung der Kämpfe hatte das Konzil eine zweite Kolonistenwelle nach Adzharis gebracht: in der Hauptsache einfache Menschen von der Erde, deren Einstellung sich mit dem Satz »Tust du mir nichts, dann tue ich dir auch nichts« am einfachsten umschreiben ließ. Man hatte zunächst gehofft, den Widerstand durch die neuen Siedler im Laufe mehrerer Generationen aufweichen zu können. Aber dieser Versuch mißlang, denn die Erstsiedler vermieden jeden Kontakt mit den Neuankömmlingen. So schloß man die Erstsiedler schließlich im Versiegelten Land ein, womit sie durchaus einverstanden waren.

Als Nell Ohara durch das Seitenfenster nach unten schaute, gewahrte sie auf den ersten Blick nichts als einen dichten grünen Dschungel. Das Außenthermometer zeigte dreiundzwanzig Grad Celsius an; für Leute mit Gepäck würde es also ganz schön warm werden.

Der Pilot schrie: »Festhalten!«

Der Helikopter sank immer tiefer, flog einige hundert Meter über den Baumwipfeln dahin und steuerte dann eine fast kreisrunde Lichtung an. Ansgar deutete verwirrt auf das winzige, halbkugelförmige Protopgebäude, das sich an den Boden des freien Platzes schmiegte. Es war grün wie der Wald und in dieser Umgebung kaum deutlich zu erkennen.

Nell winkte sorglos ab. »Das ist unser Anlaufpunkt«, schrie sie, um das Dröhnen der Rotoren zu übertönen. »Der Mann, der dort unten Wache schiebt, ist über alles im Bilde!«

Der Pilot ließ die Maschine aufsetzen und brüllte seinen Passagieren einen Abschiedsgruß zu. Die Seitentür des Helikopters öffnete sich lautlos. Nell sprang als erste auf den grasbewachsenen Waldboden, dann folgten Gerith und Ansgar. Sie trugen – wie ihre Führerin – Wildlederkleidung und feste Stiefel. Der Uniformierte, der jetzt vor dem Eingang der Wachstation auftauchte, winkte dem jetzt wieder aufsteigenden Piloten zu und verschwand, nachdem er sich aus der Ferne von Nells Identität überzeugt hatte, wieder im Inneren des Gebäudes.

»Dieser Mann scheint ziemlich kaltblütig zu sein«, ließ sich Gerith vernehmen, nachdem der Helikopter aus ihrem Gesichtsfeld verschwunden und das Motorengebrumm in der Ferne verklungen waren. Sie nahmen ihr Gepäck auf und schlenderten auf den Lichtungsrand zu. »Hat er denn keine Angst, daß man ihm mal auf die Schliche kommt?«

»Wen meinen Sie?« fragte Nell. »Den Piloten?«

»Den Wächter«, sagte Gerith. »Als Uniformträger ist er doch immerhin so etwas wie eine Stütze des Systems.«

Nell lachte erheitert. »Er ist zumindest kein Grauer, wenn Sie das meinen. Auf Adzharis werden noch zahlreiche Ordnungsfunktionen von gewöhnlichen Menschen wahrgenommen. Wir sind eben immer noch so etwas wie ein Hinterwäldlerplanet.«

Nachdem sie etwa fünf Minuten in nördlicher Richtung durch einen dichten Mischwald gegangen waren, blieb Nell plötzlich stehen und streckte den rechten Arm aus. »Sehen Sie den bläulichen Schimmer dort in der Luft?« fragte sie.

Ansgar und seine Tochter hielten interessiert Ausschau. Tatsächlich – kaum zehn Meter von ihnen entfernt erhob sich ein nur vage wahrnehmbares Energiefeld in die Luft. Dies mußte die Barriere sein, die das Versiegelte Land von der Außenwelt abschloß. Ein kleiner Teil der energetischen Wand begann, sich nun violett zu verfärben, und brach in sich zusammen.

»Jetzt«, zischte Nell. »Beeilen Sie sich!« Sie packte ihr Lasergewehr und stürmte los. Die anderen folgten ihr auf dem Fuße. Man hatte die Barriere kaum hinter sich gelassen, als ein leises Summen ankündigte, daß das Loch sich wieder schloß.

Nell atmete auf. »Wir sind drin«, sagte sie mit einem Anflug von Erleichterung. »Hier droht uns noch keine direkte Gefahr. Aber das

kann sich mit jedem weiteren Meter, den wir zurücklegen, schnell ändern. Wir müssen auf der Hut sein. Wer sich im Inneren des Versiegelten Landes aufhält, tut besser daran, sich wie unter kriegsmäßigen Bedingungen zu bewegen.«

Ansgar nickte. »Sagen Sie uns nur, was wir zu tun haben, Nell. Wir verlassen uns ganz auf Ihre Fähigkeiten.«

Nell maß ihre Begleiter mit einem prüfenden Blick. Obwohl sie einander erst seit knapp drei Tagen kannten, hatte sich zwischen ihnen bereits eine Art Vertrauensverhältnis entwickelt. Nell war sich nicht sicher, woran es lag, daß die beiden geheimnisvollen Fremden ihr trauten, aber möglicherweise hatten sie vor ihrem Auftauchen Erkundigungen über sie eingezogen. Wenn Ansgar wirklich eine hochgestellte Persönlichkeit war – und die Tatsache, daß er seinen Urlaub an den sonnigen Gestaden von Nambur verbringen konnte, deutete darauf hin –, hätte eine solche Vorgehensweise ihm sicher nicht schwerfallen dürfen. Wer Geld hatte, kam auch an alle Informationen heran. Und das Wissen festigte die Macht der Wohlhabenden. Die Frage war nur: Welche Seite der Macht repräsentierten Ansgar und seine Tochter?

Nell übernahm die Führung und geleitete ihre Begleiter innerhalb von zwei Stunden an einen kleinen Fluß, dessen Ufer von saftigem Gras bewachsen waren. Der Wald, der sich auf der anderen Seite des Gewässers erstreckte, war dichter als jener, den sie bisher durchquert hatten, aber zum Glück bestand kein Anlaß, dort einzudringen. Während Ansgar sich daranmachte, das Gummiboot aufzublasen, nahm Nell das umliegende Gelände in näheren Augenschein. Das Versiegelte Land bestand an seinem Rand aus weitläufigen Mischwäldern irdischeuropäischen Typs. Die Zone, in der sie sich momentan aufhielten, war relativ arm an tierischem Leben, und abgesehen von einer schwarzweißgesprenkelten Wildziege irdischer Abkunft, die bei ihrem Erscheinen blökend im Unterholz verschwunden war, hatten sie bislang nur Vögel und Eidechsen gesehen. Je weiter man in das abgeriegelte Gebiet vordrang, desto größer und gefräßiger würden auch die einheimischen Waldbewohner werden. Nell kannte sich gut genug im Versiegelten Land aus, um zu wissen, daß ihnen die meisten Gefahren in der Nähe der Wasserläufe drohten. Dennoch konnte man als Transportwege nicht auf sie verzichten. Auch wenn es hier von pflanzenfressenden Sauriernachkömmlingen nur so wimmelte:

Eine Expedition, die die Wasserwege ignorierte und sich statt dessen auf einem geraden Weg durch die dichten Wälder zu schlagen

versuchte, mußte monatelang unterwegs sein, wenn sie das Zentrum des Versiegelten Landes erreichen wollte. Aber auch das in den Wäldern hausende tierische Leben war für den Unerfahrenen eine nicht zu unterschätzende Gefahr.

Ansgar steckte die Paddel ineinander und schob das Boot in die Fluten. Nachdem sie ihr Gepäck verstaut und mit quer über den Knien liegenden Lasergewehren Platz genommen hatten, stießen sie das Boot mit den Paddeln vom Uferrand ab. Nell saß im Bug, während Ansgar vom Heck aus das Ruder betätigte. Auf Nells Anweisung hin hielten sie zunächst auf die Flußmitte zu. Eine schnelle Strömung erfaßte das Gefährt und stieß es mit hoher Geschwindigkeit nordwärts. Während Nell nach etwaigen Stromschnellen Ausschau hielt, genossen Ansgar und Gerith die Umgebung.

Das Versiegelte Land mußte auf einen Menschen, der von einem industrialisierten Planeten kam, wie das reinste Paradies wirken. Die äußere Hälfte dieses gewaltigen Gebiets bestand aus gewaltigen Wäldern, der Mittelteil aus einem Gebirge, das lediglich auf dem Fußweg zugänglich war. Der Fluß, der den Namen Lari trug, schlängelte sich vierhundert Kilometer weit nach Norden und ergoß sich, nachdem er mehrere gigantische Wasserfälle hinabgestürzt war, in einen bodenlosen Abgrund, der allem Anschein nach über eine Direktverbindung zum adzharischen Ozean verfügte. Der Lari selbst war vierzig Meter breit und wies in seinem mittleren Bereich hin und wieder stark bewaldete Inseln auf, die Expeditionen als Rastplätze dienen konnten. Der Himmel über ihnen war blau und wolkenlos, die Temperaturen – vorausgesetzt, man war nicht zu harter Arbeit gezwungen – erträglich. Hin und wieder entdeckten sie die mächtigen Schwanzfinnen blauschwarzer Riesenfische, die sich – angelockt von dem fremdartigen Ding, das sich da in ihrem Lebensbereich breitmachte – neugierig näherten.

Nach einer weiteren Stunde stießen sie auf den ersten Flußdrachen. Nell, deren Aufmerksamkeit sich gerade auf das Ostufer des Lari konzentriert hatte, fiel vor Schreck beinahe ins Wasser, als nur einen Meter von ihr entfernt ein schlangenähnlicher blaugrauer Hals mit einem eiförmigen Kopf und rasiermesserscharfen Zähnen die Flußoberfläche durchbrach und ein mißmutiges Grunzen ausstieß. Ansgar riß sofort seine Waffe hoch, aber Nell gab ihm mit einer raschen Handbewegung zu verstehen, daß ihnen keine Gefahr drohte. Der kleine Drache, der sie mit seinen runden Augen verwundert anstarrte, schien nicht weniger Angst zu haben als die Menschen, denn er ließ entsetzt das Grasbüschel fallen, das er vom Grund des Lari

heraufgeholt hatte, und tauchte blitzschnell wieder unter.

Das Flußdrachengebiet kam also näher. Keine zehn Minuten später brodelte um die Expedition herum das Wasser auf. Zwei Dutzend Köpfe beäugten sie neugierig, ohne sich von der Stelle zu rühren. Der eine oder andere Drache stieß ein mürrisches Schnauben aus, aber ansonsten blieb die Expedition unbehelligt.

*

Als sich gegen Nachmittag die ersten Stromschnellen am Horizont abzeichneten, sagte Nell: »Ich finde, wir könnten eine Ruhepause gebrauchen und etwas essen, bevor wir uns an die nächste Etappe begeben. Was meinen Sie?«

Ansgar nickte. Sie hielten auf einen weniger dicht bewaldeten Streifen des Ostufers zu, gingen an Land und zogen das Boot aufs Trockene. Ansgar zündete ein Feuer an und richtete das Essen her. Nell legte ihr Gepäck ab, schulterte das Lasergewehr und ging einige Dutzend Schritte in den Wald hinein.

Die Umgebung war still. Mehrere dicke, buntgefiederte Vögel saßen auf den Ästen der Bäume und musterten sie mit neugierigen Blicken. Offenbar waren sie nicht an Menschen gewöhnt, denn sie machten keinerlei Lärm. Das war ein gutes Zeichen.

Nachdem Nell und die anderen sich gestärkt hatten, ließen sie das Boot wieder zu Wasser und fuhren weiter. Die Stromschnellen erwiesen sich als unproblematischer als erwartet, und was Nell am meisten erstaunte, war die Tatsache, daß sowohl Ansgar als auch seine Tochter sich als ausgezeichnete Ruderer entpuppten. Jeder Griff, den sie taten, saß vollkommen und trug nur noch mehr dazu bei, daß Nell sich zu fragen begann, welche Art von Kunden sie überhaupt durch diese Wildnis führte.

Als sich der erste Abend über die Flußlandschaft zu senken begann und vor ihnen eine kleine Insel auftauchte, sagte sie: »Hier übernachten wir.«

Niemand hatte etwas dagegen.

*

Die Insel erwies sich als idealer Lagerplatz. Sie war bewaldet, etwa fünfzig Meter lang und mehr als zehn Meter breit. Die Uferstreifen fielen zu steil ab. Deswegen entschied man sich dazu, das Nachtlager unter dem Schutz der Bäume zu errichten.

Nachdem Nell das Boot an Land gezogen und zur Sicherheit festgezurrt hatte, nahm sie zwischen Ansgar und Gerith Platz und sagte: »Sie scheinen das Leben in der Wildnis nicht nur aus Büchern zu kennen.«

Ansgar räusperte sich und erwiderte: »Sie haben eine bemerkenswerte Beobachtungsgabe, Nell.«

»Wenn ich die nicht hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht fähig gewesen, mehr als sechzig Expeditionen erfolgreich durch das Versiegelte Land zu führen.«

»Ich will gar nicht verhehlen, daß wir unsere Erfahrungen gemacht haben, was das Leben in der freien Natur anbetrifft«, sagte Ansgar, »aber ich glaube, daß Ihre Feststellung hauptsächlich darauf abzielt, uns zu veranlassen, etwas zu erzählen, das ein gewisses Licht auf unsere Identität werfen könnte.«

»Ihre Auffassungsgabe«, sagte Nell lächelnd, »ist kaum weniger bemerkenswert.« Sie lehnte das Lasergewehr an einen Baum und meinte: »Aber Sie haben völlig richtig kombiniert. Ich brenne darauf zu erfahren, wer Sie wirklich sind. Kann man mir das verübeln?«

Jetzt war es Ansgars Tochter, die lachen mußte. Sie nahm Nells Hand und sagte: »Natürlich nicht. Ich glaube sowieso, daß wir jetzt weit genug von allen potentiellen Gegnern entfernt sind, um Ihnen reinen Wein einschenken zu können.«

»Nur zu«, sagte Nell. »Ich warte.«

Bevor Ansgar, der gerade zum Sprechen ansetzte, auch nur die erste Silbe geäußert hatte, drang aus der Finsternis heraus eine dunkle Männerstimme an ihre Ohren. »Haaalloo!« erklang es gedehnt. »Ist da jemand?«

Nell und ihre Begleiter reagierten blitzschnell und warfen sich auf den Bauch. Nell tastete nach ihrem Nachtsichtgerät und suchte den Fluß ab. Ihr Gehör war gut genug ausgebildet, um sofort den richtigen Schluß zu ziehen. So wie dieser Mann verhielt sich kein Jagdführer. Sie hatten es mit irgendeinem Touristen zu tun, der …

»Hallo!« rief die Stimme jetzt wieder. »Können wir an Land kommen? Wir sind in Not und haben unseren Führer verloren!«

»Verdammt«, zischte Nell wütend. Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Eine führerlose Expedition! Für sie bedeutete das die Pflicht, sich dieser Leute anzunehmen, denn es gehörte zum Ehrenkodex ihrer Gilde, daß jeder dort einsprang, wo Not am Mann war. Unzufriedene Sonntagsjäger – oder gar solche, die von einem Ausflug nicht mehr zurückkehrten – waren dem auf Flüsterpropaganda basierenden Geschäft besonders abträglich. Aber was wurde aus Ansgars

Geheimmission, wenn sie sich jetzt auch noch diese unbedarften Leutchen auf den Hals lud?

»Es wird Schwierigkeiten geben«, flüsterte sie ihren Begleitern zu. »Aber ich kann nichts dagegen machen. Wenn irgendwo ein Führer ausfällt und sich seine Gruppe in einer Notlage befindet, bin ich dazu verpflichtet, sie zu übernehmen und nach Hause zu bringen. Wenn ich allerdings erst einmal weiß, über welchen Anlaufpunkt die Leute gekommen sind, kann ich sie vielleicht auch allein gehen lassen.«

Ansgar schien zwar von den auf sie zukommenden Aussichten nicht besonders begeistert zu sein, lehnte aber nicht ab. Immerhin ging es jetzt erst einmal um Menschenleben; was später kam, war jetzt noch nicht absehbar.

Nell begab sich an das Inselufer hinab und rief winkend: »Hier sind wir! Legen Sie hier an!«

»Oho!« kam es lautstark zurück. »Eine Frau! Na, das ist ja wenigstens ein Lichtblick in diesem gottverdammten Urwald!« Das nur umrißhaft erkennbare Boot kam nun unaufhaltsam näher. Als Nell die Gestalten der beiden Insassen sah, verdichtete sich in ihr der Gedanke, einen Fehler begangen zu haben.

Die beiden Männer kamen an Land und reckten sich, denn das lange Sitzen schien ihren Blutkreislauf ein wenig durcheinandergebracht zu haben. Einer der beiden, ein stiernackiger, von chirurgischen Messern sichtlich gestraffter Mittfünfziger, kam auf Nell und die anderen zu und streckte ihnen jovial die Hand entgegen.

»Freut mich außerordentlich, Sie kennenzulernen«, polterte er in einer Lautstärke, die möglicherweise in den Rahmen einer Party paßte, in dieser Umgebung jedoch absolut fehl am Platze war. »Ich bin Rogan Helmer der Dritte von der Barnum Seafood. Das heißt, mir gehören leider nur fünf Prozent der Aktien, aber das ist ja immerhin auch schon etwas, wenn man's bei Licht besieht, nicht wahr?« Er lachte wie über einen guten Witz. »Und dieser freundliche Herr«, er deutete auf seinen hageren Begleiter, einen Mann mit eingefallenen Wangen und stechenden Augen, »ist Manag Roley Anjak. Sie wissen schon: Roley Anjak von der Music Minus One. Wir sind alte Freunde und erkunden gerade, wie man die besten Voraussetzungen dafür schafft, daß dieses herrliche Jagdgebiet endlich für die Öffentlichkeit freigegeben wird.«

»Guten Abend«, sagte Roley Anjak. Sein Gesicht wirkte wie ein Totenschädel, und als Nell seine krächzende Stimme hörte, verstärkte sich ihr Verdacht, daß es ein Fehler gewesen war, sich den Neuankömmlingen zu zeigen. Die Absichten, die Helmer verkündete,

verunsicherten Nell zudem zutiefst. Bisher hatte es noch keine Versuche gegeben, das Versiegelte Land für den Touristenverkehr zu öffnen, aber wenn Barnum Seafood und Music Minus One in dieser Angelegenheit zusammenarbeiteten, war es nicht unmöglich, daß die phantastischen Pläne dieser beiden Herren eines Tages realisiert wurden. Barnum Seafood war zwar auf galaktischer Ebene nur eine kleine Firma, aber Music Minus One war der größte Unterhaltungskonzern des Sternenreichs und der dritte in der ganzen Medienbranche. Hinter Roley Anjak standen Milliardenbeträge. Seine Firma hatte im Konzil ein gewichtiges Wort mitzureden.

Nell ließ sich ihre Überraschung jedoch nicht anmerken und ging, sobald man in ihrem Camp auf dem Boden Platz genommen hatte, direkt zum Geschäftlichen über.

»Wer war Ihr Führer, Servis Helmer?« fragte sie. »Und über welchen Anlaufpunkt sind Sie gekommen?«

»Unser Führer, diese Niete«, erwiderte Helmer mit seinem bärbeißigen Organ, »hörte auf den Namen Zandor Pthal. Er lief mir genau vor die Flinte, als ich auf einen Streifenmarder anlegte, und war tot, ehe er auch nur den Boden berührte. Ich habe mich immer gefragt …«

»Soll das heißen, daß sie Pthal *erschossen* haben?« fragte Nell fassungslos.

Helmer zog die Augenbrauen hoch.

»Nicht ich habe ihn, sondern er hat sich getötet, meine liebe junge Dame«, sagte er mit einem leichten Anflug von Spott. »Schließlich habe ich ihn ja nicht vor den Lauf meines Lasers getrieben, sondern er hat sich davor aufgebaut.«

Anjak lachte krächzend.

»Aber Streifenmarder stehen unter Naturschutz«, sagte Nell ungehalten. »Sie können doch nicht einfach …«

Helmer sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »Natürlich stehen diese Drecksbiester unter Naturschutz«, sagte er schließlich. »Aber es ist auch illegal, sich in diesem Gebiet aufzuhalten – jedenfalls im Moment noch. Soll ich mich etwa an irgendeine idiotische Vorschrift minderen Zuschnitts halten, wenn eines dieser verfressenen Ungeheuer sich an unseren Vorräten zu schaffen macht?«

»Dieser Pthal war ein Idiot«, sagte Roley Anjak. »Und Idioten haben allemal den Tod verdient.«

Ansgar räusperte sich. Er war die ganze Zeit über ein wenig im Hintergrund geblieben. Offenbar sah er jetzt einen Grund zum Eingreifen.

»Wie sehen Ihre weiteren Pläne aus, meine Herren?« fragte er freundlich. »Ich nehme an, daß Sie auf dem schnellsten Wege zu ihrem Anlaufpunkt zurückkehren wollen.«

»Wie kommen Sie denn darauf?« gab Helmer zurück. »Wir haben für eine zwanzigtägige Führung bezahlt und werden uns Ihrer Gruppe selbstverständlich anschließen. Sie können sich ja Pthals Honorar vom Sozialfonds Ihrer Gilde zurückerstatten lassen. Sonst werde ich schon dafür sorgen, daß Sie auf Ihre Kosten kommen.«

Nell fiel auf, daß Ansgar sich auf die Unterlippe biß. Er wechselte mit seiner Tochter einen schnellen Blick. Daß die beiden Männer sich ihnen anschließen wollten, störte ihr Konzept, und das lag nicht allein am wenig sympathischen Wesen der Fremden. Helmer und Anjak nahmen offenbar an, daß es sich bei Nells Gruppe um eine Jagdpartie handelte. Wenn sie sich nun weigerte, die beiden mitzunehmen, machte sie sie nicht nur mißtrauisch, sondern schadete ihrer eigenen Reputation als Führerin.

Guter Rat war teuer, das konnte Nell an den Augen ihrer Begleiter ablesen. Aber wie konnte man Helmer und Anjak loswerden, ohne sie mißtrauisch zu machen?

»Sie werden leider nicht mit uns kommen können, meine Herren«, sagte Ansgar plötzlich und schob sich näher an Helmer heran. »Unsere beiderseitigen Ziele korrespondieren nämlich nicht miteinander, müssen Sie wissen.«

Helmer sah auf. Anjak ließ ein überraschtes, trockenes Husten hören. Nell hielt den Atem an. Auf was war Ansgar aus? An den Gesichtern der beiden Neuankömmlinge war deutlich abzulesen, daß sie empört waren. Offenbar hatte es in ihrem bisherigen Leben noch niemand gewagt, einem ihrer Ansinnen Widerstand entgegenzusetzen.

Bevor Helmer auch nur etwas sagen konnte, zog Ansgar eine silberne Marke aus der Tasche und hielt sie dem Servis unter die Nase.

»Daß ich mich Ihnen erst jetzt vorstelle«, sagte er mit ruhiger Stimme, »hat seinen Grund. Mein Name ist Ansgar Wallo – ich bin hier im Auftrag des Konzils, um herauszufinden, wer die Kräfte sind, die es überhaupt ermöglichen, daß man das Versiegelte Land als Touristenattraktion mißbraucht.«

Helmer stieß einen Fluch aus. Anjak zuckte wie von einer Tarantel gestochen zusammen. Aber auch für Nell Ohara war die Offenbarung Ansgars wie ein Schlag ins Gesicht. Während die beiden Neuankömmlinge aufsprangen und nach den Waffen griffen, warf Nell sich zur Seite und überlegte fieberhaft, was sie nun tun sollte. Helmer und Anjak standen ohne Zweifel nicht auf der Seite des Gesetzes –

aber konnte sie mit Männern zusammenarbeiten, die möglicherweise in wenigen Sekunden einen Mord auf dem Gewissen haben konnten?

Ehe sie auch nur zu einer klaren Entscheidung kam, spürte sie, wie die starken Arme von Ansgars Begleiterin sie von hinten umschlangen und zu Boden rissen. Ansgar fegte Helmer mit einem gezielten Handkantenschlag von den Beinen und trat Anjak, der gerade im Begriff war, den Zeugen seines Hierseins zu töten, in den Bauch. Der Manag krümmte sich stöhnend und ließ seinen Laser fallen. Helmer krabbelte stöhnend auf das ans Ufer gezogene Gummiboot zu. Er suchte sein Heil in der Flucht.

Ansgar verlor plötzlich das Gleichgewicht und ließ den sich heftig wehrenden Anjak los. Die Rechte des dürren Manags schoß vor und traf den Konzilsagenten am Kinn. Blitzschnell rannte der Manag hinter seinem Gefährten her. In aller Eile ließen sie das Boot zu Wasser und paddelten davon.

Ansgar lachte. Seine Tochter ließ Nell los und strich ihr sanft über das zerzauste Haar.

Nell wich zurück und schüttelte den Kopf. Ihre Haare flogen. »Sie haben mich hereingelegt«, fauchte sie wütend und hätte sich im gleichen Augenblick verfluchen können. »Aber wem sage ich das? Als Agenten der Obrigkeit müssen Ihnen meine Gefühle doch sowieso egal sein, nicht wahr? Was haben Sie jetzt mit mir vor?«

Ansgar kniete neben ihr nieder und faßte ihre Hand. Sein Gesicht zeigte einen ungläubigen Ausdruck. Allem Anschein nach fühlte er sich mißverstanden.

»Beruhigen Sie sich«, sagte die Stimme seiner Begleiterin aus der Dunkelheit heraus. »Wir sind natürlich keine Agenten des Konzils. Ansgars Behauptung war eine reine Schutzmaßnahme, um uns die beiden Herren vom Halse zu schaffen. Leider hatten wir nicht genug Zeit, um Sie in unseren Plan einzuweihen, Nell.«

»In Ihren … Plan?« fragte Nell überrascht. Ihr war nicht einmal aufgefallen, daß die beiden genügend Zeit gehabt hätten, einen Plan auszutüfteln. Auf alle Fälle verstand sie nun überhaupt nichts mehr.

»Mein wirklicher Name ist Narda«, sagte die angebliche Tochter des vermeintlichen Agenten.

»Und mich«, sagte Ansgar, »kennen Sie vielleicht besser unter dem Namen Asen-Ger.«

*

Die Nacht wich. Als die kleine gelbe Sonne sich über die Bäume erhob

und das enge Waldtal mit ihren hellen Strahlen überschüttete, erwachte Nayala del Drago aus einem tiefen und traumlosen Schlaf. Pethar lag neben ihr und atmete flach. Er war ein noch sehr junger Mann, aber der Altersunterschied, der ihn von Nayala trennte, ließ sich äußerlich kaum erkennen. Obwohl sie zwanzig Jahre älter war als er, hätte man sie für Zwillinge halten können: Pethar war breitschultrig und muskulös; ein kräftiger, mittelblonder Bursche mit einer fein geschwungenen Nase und langen schwarzen Augenwimpern. Nayala stand ihm in Größe an nichts nach. Und daß sie aufgrund der genetischen Experimente, die man an ihren weiblichen Vorfahren vorgenommen hatte, doppelt so lange leben würde wie er, tat dem freundschaftlichen Verhältnis, das sie miteinander verband, keinen Abbruch. Was Pethar anbetraf, so würde es noch fünfzig Jahre dauern, bis sich in seinem Gesicht die ersten Altersfältchen zeigen würden. Bei Nayala konnte das frühestens in hundertzwanzig Jahren der Fall sein – aber dann würden die Angehörigen von Pethars Generation längst nicht mehr unter ihnen weilen.

Sie küßte den schlafenden Mann auf die nackte Schulter, musterte mit einem liebevollen Blick sein tiefgebräuntes Gesicht und schob mit einer kaum merklichen Bewegung die dünne Decke beiseite, unter der sie gemeinsam die Nacht verbracht hatten. Ohne daß Pethar etwas merkte – schließlich war er die halbe Nacht hindurch unterwegs gewesen und mußte ziemlich erschöpft sein –, stand sie auf. Der junge Mann atmete tief und fest.

Nayala strich sich das lange nachtschwarze Haar aus dem Gesicht und nahm vor ihrem Arbeitstisch auf einem fellbespannten Hocker Platz. Sie war eine schlanke Frau mit weichen Formen und außerordentlichen Geisteskräften und besaß einen ausgesprochenen Sinn für die Schönheiten der Natur. Das Zimmer, in das sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn sie das Gefühl übermannte, mit sich und ihrer Arbeit oder einem Partner allein sein zu müssen, lag im vierten Stockwerk eines aus mächtigen Steinquadern erbauten Turms, der vom Sockel bis zur Spitze fünfzig Meter maß.

Auf den ersten Blick wirkte der Raum wie eine Bibliothek: Zwei der Wände wurden vollkommen von schwerbeladenen Bücherregalen eingenommen, in denen Wälzer standen, die samt und sonders handgeschriebene Unikate waren. An der dritten reihte sich Kartenständer an Kartenständer, und dazwischen stand die breite Liege, auf der Pethar schlief.

Als Nayalas Blick auf die Kartenständer und den vor der vierten Wand – unterhalb des einzigen Fensters – stehenden handgeschnitzten

Schreibtisch fiel, stieß sie einen unhörbaren Seufzer aus. Sie war, was die Arbeit anging, weit hinter ihren selbstgesteckten Zielen zurückgeblieben. Die Utensilien, die sie zum Kartenzeichnen benötigte, lagen unordentlich auf der Arbeitsplatte verstreut und riefen in ihr momentan nichts anders als einen Zustand der Trostlosigkeit hervor. Es gab noch soviel zu tun …

Und dennoch … Ihre Konzentrationsfähigkeit hatte in den letzten Tagen stark nachgelassen. Sie kam einfach nicht weiter voran. Ob es daran lag, daß sie sich in den letzten Monaten zuviel zugemutet hatte? Selbst der kreativste Geist konnte nicht unentwegt schöpferisch tätig sein und pausenlos Meisterleistungen hervorbringen. Als Kartographin ihres Klans genoß sie zwar das Privileg, allein arbeiten zu können, aber mehr denn je empfand sie die Ruhe ihres Turmzimmers eher als Fluch denn als Segen. Die Isolation, in der sie die letzten Monate zugebracht hatte, erschien ihr seit geraumer Zeit gar nicht mehr erstrebenswert. Es war nicht gut, allein in einem Raum zu sitzen und sich mit niemandem unterhalten zu können. Das einzige, dem sie lauschen konnte, waren das Wispern des Windes und das sanfte Rascheln der Bäume, die den Turm ihrer Familie umringten. Unerledigte Arbeit stapelte sich in geflochtenen Körbchen, und als Nayalas Blick auf die Rohskizzen und Pergamentrollen fiel, wurde ihr schmerzlich bewußt, wie sehr sie sich danach sehnte, endlich einmal wieder eine längere Pause einzulegen.

Es war ein Glück für sie, daß Pethar in der vergangenen Nacht gekommen war. Der junge Patrouillenflieger hatte wichtige Nachrichten mitgebracht, die weitergeleitet werden mußten. Für sie konnte das eine günstige Gelegenheit sein, dem täglichen Einerlei für eine Weile zu entfliehen und sich ein wenig den Wind um die Nase wehen zu lassen. Schon am vergangenen Abend hatte Nayala den Plan gefaßt, Pethar auf seiner Reise zu begleiten.

Als sie erfrischt aus dem Baderaum zurückkehrte, war Pethar wach. Er hatte die Arme unter dem Kopf verschränkt und musterte ungeniert Nayalas nackten Körper.

»Du bist sehr schön«, sagte er mit seiner etwas heiseren Stimme. »Manchmal wünsche ich mir wirklich, ich wäre deiner würdig.«

Nayala lachte silberhell. »Du bist mir ein zu großer Frauenliebling, als daß ich dich ständig um mich haben wollte«, erwiderte sie geradeheraus und schlüpfte in ein enganliegendes blaues Gewand mit weiten Ärmeln. »Und außerdem: Was würde Sufnor dazu sagen? Und erst die anderen, die mich alle lieben? Du gehörst ja nicht einmal unserem Klan an.«

Pethar schmunzelte. »Dein Klan könnte eine Blutauffrischung sicherlich gebrauchen«, grinste er. Er streckte den rechten Arm aus und streichelte ihre Hüfte. »Manchmal glaube ich wirklich, daß ich dich liebe, Nayala. Aber ich kann dir nun einmal geistig nicht das Wasser reichen, und das dürfte auf unsere Kinder sicher negative Auswirkungen haben.«

Nayala zog ihre langschäftigen Wildlederstiefel an und machte überraschend von ihren telekinetischen Kräften Gebrauch. Pethar stieß einen entsetzten Schrei aus, als die Decke, unter der er lag, sich plötzlich selbständig machte und durch das Zimmer flatterte. Nayala lachte laut, als er in komischer Verzweiflung seine Blöße bedeckte und gespielt grimmig vor sich hinmurmelnd im Nebenraum verschwand.

Das Turmzimmer besaß nur ein Fenster, aber das ließ genügend Licht herein, um ohne Schwierigkeiten arbeiten zu können. Nayala musterte die Rohskizzen, an denen sie während des vergangenen Tages gearbeitet hatte, und fragte sich, wann die Große Karte, an der sie und die vielen anderen nun seit sieben Jahren zeichneten, endlich fertig werden würde. Es gab noch soviel zu tun, denn das Drachenland war groß und nur dünn besiedelt. Zum Glück wurden die Kartographen von Patrouillenreitern wie Pethar großzügig in ihrer Tätigkeit unterstützt. Wenn sich jemand in der vom Rest der Welt abgetrennten Enklave auskannte, waren das die Männer wie Pethar, die nahezu ständig unterwegs waren und die einzelnen Turmgemeinschaften nur aufsuchten, wenn sich ihre Vorräte dem Ende zuneigten. Die Patrouillenreiter waren unabhängige Abenteurernaturen, die überall gern gesehen waren und das Recht hatten, ihr Nachtquartier in jedem Turm aufzuschlagen, der auf ihrer Reiseroute lag. Pethar und seine Genossen waren diejenigen, die den Kartographen alle Bezugspunkte lieferten, die nötig waren, um das geplante Kartenwerk genau und detailgetreu zu gestalten.

Die Arbeit der Patrouillenreiter beschränkte sich jedoch nicht nur darauf, den Kartographen markante Stellen der Landschaft zu verdeutlichen – sie waren auch dafür verantwortlich, die Gemeinschaft vor den zahlreichen Eindringlingen zu schützen, die die Barriere durchbrachen, um in den das Große Gebirge umgebenden Grüngürteln zu jagen.

Das Problem der Eindringlinge wurde von Monat zu Monat größer, und die Erfahrungen, die Pethar auf seinem letzten Flug gesammelt hatte, waren nicht die besten gewesen. Er war mit nicht weniger als drei illegalen Jagdexpeditionen konfrontiert gewesen. Offenbar gelang es immer Gruppen von Männern und Frauen aus der Außenwelt,

Tausende von Kilometern in die Enklave vorzustoßen. Sie hatten bei seinem Anblick rücksichtslos von der Schußwaffe Gebrauch gemacht, und die Richtung, in der sie sich bewegten, ließ keinen Zweifel darüber offen, daß es ihre Absicht war, in die Ruinenstädte der Altvorderen einzudringen.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der die fremden Eindringlinge gegen das in der Enklave existierende Leben vorgingen, war ein weiterer Grund zur Sorge: Die Myrmica, deren Aufgabe darin bestand, die frisch aus dem Ei geschlüpften neugeborenen Drachen zu betreuen und auszubilden, hatten erst vor kurzem die alarmierende Meldung verbreiten lassen, daß der Nachwuchs an pflanzenfressenden Flugdrachen immer geringer ausfiel. Bereits jetzt waren mehrere fleischfressende Drachenarten vom Aussterben bedroht.

Obwohl Nayala del Drago keine Spezialistin für die Fragen der Drachenaufzucht und -ausbildung war, wußte sie über dieses Thema doch genug, um sich die Konsequenzen ausmalen zu können, die auf sie zukommen würden, wenn man sich den immer frecher werdenden Eindringlingen nicht konsequent entgegenstellte. Wenn zuwenig Flugdrachen geboren wurden, stellte dies die Zukunft der noch ungeborenen Generationen ihres Volkes in Frage. Von außen hatte man keine Unterstützung zu erwarten, denn die Verbindung zum Sternenreich der Erde war seit langen Generationen unterbrochen. Es würde ihnen nichts anderes übrigbleiben, als das Problem mit eigenen Mitteln zu lösen, denn die fremden Jäger nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die Notwendigkeit eines reibungslos funktionierenden Naturkreislaufs: Sie schossen alles ab, was ihnen vor die Laser kam.

Kurz darauf betraten Nayala und Pethar den im dritten Stock liegenden Gemeinschaftsraum des Turms. Die anderen Bewohner hatten das Frühstück zwar schon größtenteils beendet, blieben aber noch lange genug, um ihren Gast wenigstens willkommen zu heißen. Der Raum, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden, nahm fast eine ganze Etage ein: Er war kreisrund und durchmaß etwa fünfzehn Meter. In der Mitte stand ein großer, hölzerner Tisch, der – wie alle anderen Möbel auch – handgearbeitet war. Eine rotblonde Frau und zwei kräftig aussehende Männer räumten das Geschirr ab. Vier kleinere Kinder liefen hinter einem zwei Monate alten Drachen her, dem das Spiel offensichtlich ebensoviel Vergnügen bereitete wie seinen Verfolgern. Am Westfenster hatte eine Myrmica Platz genommen. Die Anwesenden begrüßten den Patrouillenreiter, indem sie ihn der Reihe nach in die Arme nahmen und an sich drückten.

»Nett, dich wieder mal zu sehen, Pethar«, sagte die rotblonde

Leptothorax und gab dem jungen Mann einen Kuß.

»Du hast wohl viel zu tun in letzter Zeit?« erkundigte sich eines der männlichen Familienmitglieder und rückte Pethar einen Stuhl zurecht.

»Wir haben in letzter Zeit ziemlich viel Bewegung im Umfeld der Ruinenstädte registriert«, erwiderte Pethar achselzuckend. »Es wurde sogar schon die Vermutung geäußert, daß die zunehmende Zahl der Eindringlinge nicht auf einem Zufall basieren kann …«

»Glaubst du, es handelt sich um die Vorhut einer größeren Offensive?« fragte Nayala.

»Niemand kann das mit Genauigkeit sagen«, meinte Pethar zwischen zwei Bissen. »Aber Vorsicht ist geboten. Wir haben Informationen, die nicht gut aussehen …«

»Wir werden etwas dagegen unternehmen müssen«, sagte Nayala besorgt, nachdem sich der Gemeinschaftsraum bis auf die Myrmica und die spielenden Kinder geleert hatte und die anderen an ihre Arbeit gegangen waren. »Erst vor ein paar Tagen habe ich gehört, daß irgendwelche Fremde eine Gruppe von Kindern beschossen haben. Zum Glück ist nichts passiert …«

»Es ist sicher nicht gut, was in den Wäldern momentan im Gange ist«, sagte Pethar kauend, »aber du solltest dir keine allzu großen Sorgen machen. Euer Turm ist hier ziemlich geschützt. Und außerdem …«, er legte seine Hand auf Nayalas Unterarm, »… sind wir ja auch noch da. Noch heute wird eine Entscheidung gefällt werden müssen. Sonja hat sich übrigens wieder zur Wahl gestellt. Wenn sie gewinnt – und alles sieht danach aus –, wird der Rat der Patrouillenreiter die bisherigen Vorkommnisse nicht weiter ignorieren …«

»Ich weiß nicht«, sagte Nayala. Sie zuckte die Achseln. »Ich werde den Verdacht nicht los, daß die Umstände, unter denen wir bisher gelebt haben, in absehbarer Zeit andere sein werden. Es herrscht Aufbruchsstimmung – und nicht nur auf Adzharis. Ich glaube, alles deutet darauf hin, daß wir uns dem Ende einer Ära nähern.«

»Daß die Zeiten nicht ewig die gleichen bleiben«, sagte Pethar, »ist doch logisch. Aber das muß nicht bedeuten, daß wir alles hinzunehmen haben. Daß wir nicht wehrlos sind, solltest du doch am besten wissen. Wenn man uns bedrängt, werden wir uns wehren. Unsere Vorfahren – haben die Außenweltler schon früher in ihre Schranken verwiesen.«

Er ließ seinen Blick eine Weile auf dem putzigen Kleindrachen verharren und sagte dann: »Aber sollten wir uns nicht über angenehmere Dinge unterhalten?«

»Wenn du meinst …«

»Was mich an eurer Familie so fasziniert«, fuhr Pethar fort, »ist die Tatsache, daß ihr offenbar keine internen Probleme habt. Ihr arbeitet alle so wunderbar zusammen! Ich bin jetzt zum sechsten Mal in diesem Jahr hier und habe noch kein unfreundliches Wort vernommen …«

»Vielleicht heben wir sie uns für die Zeiten auf, in denen du nicht hier bist«, erwiderte Nayala lächelnd. »Aber im Ernst: Du darfst nicht glauben, dies sei immer so gewesen. Auch wir haben unsere Anlaufzeit gebraucht, um so weit zu kommen, wie wir jetzt sind. Manche, die zuerst glaubten, bei uns am richtigen Platz zu sein, sind wieder gegangen. Andere sind dafür gekommen …« Ihr Blick nahm einen träumerischen Ausdruck an. »Ich erinnere mich da an einen besonderen Fall, aber vielleicht sollte ich nicht darüber reden, weil du dann ausrechnen könntest, wie alt ich bin …«

»La Strega?« fragte Pethar lachend. »Ich habe davon gehört. Ich bin damals, glaube ich, noch nicht auf der Welt gewesen.«

»Sie verließ uns, weil sie der Meinung war, es Sei unerläßlich, sich mit den Technologien des Gegners vertraut zu machen. Es ist 20 Jahre her.« Sie seufzte.

»Hat man je wieder von ihr gehört?« fragte Pethar neugierig.

Nayala schüttelte den Kopf. »Sie hat aus eigener Kraft die Barriere überwunden und ist nach Transit City gegangen. Der letzte Gedankenimpuls, den wir von ihr auffingen, besagte, daß sie an Bord eines Treiberschiffes gegangen sei. Möchtest du noch einen Tee?«

Pethar nickte. Die vor Nayala stehende Kanne bewegte sich wie von Geisterhand durch die Luft und näherte sich seiner Tasse. Nayalas Handlungsweise war reine Höflichkeit, denn obwohl die Geisteskräfte des Patrouillenreiters nicht mit den ihren vergleichbar waren, hätte er dieses Kunststück problemlos selbst ausführen können.

»Ob sie noch lebt?« fragte Pethar nachdenklich.

Die Myrmica, die ihrer Unterhaltung wortlos zugehört hatte, lächelte sanft. Obwohl sie die Seniorin der Familie war, sah man ihr das Alter nicht an. Sie war eine vollbusige Frau mit schwarzem Haar und schien die ewige Jugend gepachtet zu haben. Lediglich ihre großen dunkelgrünen Augen deuteten an, daß sie viel älter war, als sie schien. Die Myrmica war Nayalas Ur-Ur-Ur-Urgroßmutter und weit über einhundertfünfzig Jahre alt, aber abgesehen von der Familie wußten dies nur wenige Fremde.

»Wir haben nie wieder von La Strega gehört«, sagte sie plötzlich mit ihrer zarten Stimme. »Da sie eine Frau von ungewöhnlich großer geistiger Begabung war, erscheint es mir als sehr unwahrscheinlich,

daß sie noch lebt, denn sie hätte sich uns auch über Distanzen von mehreren tausend Lichtjahren mitteilen können. Wir wissen, daß sie nach Wega Little gehen und dort eine Tarnexistenz annehmen wollte. Vielleicht ist es ihr gelungen …«

»Es gab noch eine andere Frau, die das Drachenland verließ, Myrmica, nicht wahr?« fragte Nayala. »Sie ist zur Erde gegangen und hat dort eine bemerkenswerte Karriere gemacht.«

»Ihr Name war Myriam del Drago«, sagte die Myrmica und fütterte den kleinen Drachen, der sich neugierig auf die Hinterbeine gestellt hatte und über die Tischplatte lugte, mit einem Stück Brot, »Sie heiratete einen der mächtigsten Männer des Sternenreiches …«

Pethar wischte sich den Mund ab und stand auf. »Ich möchte nicht unhöflich erscheinen«, sagte er, »aber wenn ich noch rechtzeitig zur Versammlung kommen will, muß ich jetzt aufbrechen. Mein Weg ist noch lang.«

»Unser Weg«, sagte Nayala, »denn ich werde natürlich mit dir gehen.«

Pethar sah überrascht und erfreut auf. Die Myrmica hob den Kopf und nickte Nayala zu. *Geh nur, Kind,* sagten ihre Sinne in Nayalas Kopf. *Du bist in letzter Zeit ein bißchen blaß geworden von all der Papierarbeit.*

Der kleine Drache – er maß stehend etwa fünfzig Zentimeter und gehörte der seltenen Spezies der Schwarzen an – rieb seine spitze Schnauze an Nayalas Bein und sagte zustimmend »Kraak!« Seine feingeschuppte Haut war weich und der Kopf, der auf seinen schmalen Schultern lastete, im Verhältnis zu seinem Körper noch viel zu groß. Der Laut, den er von sich gegeben hatte, schien die Kinder hellauf zu begeistern, denn sofort bestürmten sie die Myrmica mit der Frage nach seiner Bedeutung.

»Es war einfaches Babygeschwätz«, erklärte die Myrmica freundlich. »Denn wie kleine Kinder müssen auch neugeborene Drachen erst einmal lernen, sich zu artikulieren. In einem halben Jahr werdet ihr ihn verstehen können. Sicher hat er nur ausdrücken wollen, daß er Nayala gern hat.«

Die Myrmica schien die Psyche des kleinen Schwarzen ausgezeichnet zu kennen, denn kaum hatten Nayala und Pethar Anstalten gemacht, den Gemeinschaftsraum zu verlassen, als das junge Reptil auch schon hinter ihnen hereilte. An der Tür versuchte es sich auf die Hinterbeine zu stellen und Nayalas Hand zu lecken, aber er verlor die Balance und landete auf dem Bauch. Sofort waren die Kinder zur Stelle und halfen ihrem vierbeinigen Spielkameraden

wieder auf die Beine. Obwohl der kleine Schwarze ein äußerst mißmutiges »Kraak!« ausstieß, schien sein Mut ungebrochen zu sein.

Hand in Hand gingen Nayala und Pethar die Wendeltreppe hinauf. Die Wohneinheiten endeten im siebenten Stock des Turms, darüber waren nur noch Werkstätten, Vorratsräume und das sogenannte Drachennest untergebracht; letzteres war eine etagenweite Räumlichkeit, in der die vierbeinigen Gefährten der Menschen lebten, wenn die Witterung ein Übernachten in der freien Natur unmöglich machte.

Es gab nur eine Möglichkeit, den Turm zu betreten oder zu verlassen:

Das flache Dach, das von einer eineinhalb Meter hohen Zinnenmauer umgeben war, diente den Bewohnern als Start- und Landebahn. Indem man die Türme nur auf dem Luftweg betrat, sicherte man sich vor den meisten Arten der zwei- und vierbeinigen Räuber, die die Umgebung gelegentlich heimsuchten.

In der Zimmerei im zehnten Stock wurde bereits fleißig geschafft. Ria, die rotblonde Leptothorax, war mit der Konstruktion eines neuen Erntebehälters beschäftigt und ließ sich dabei von einer der beiden Pheidolen beraten. Die Türme der Drachenreiter waren Heim und Fabrikationsstätte in einem. Sie beherbergten in der Regel eine fünfzehnköpfige Menschenfamilie und ebenso viele Drachen. Zwölf Familien dieser Art bildeten einen Klan, der ein Gebiet von dreihundertfünfzigtausend Quadratkilometern kontrollierte. Die auf diese Weise entstandenen Reiche – es waren alles in allem nicht weniger als vierzehntausend – waren sternförmig angelegt. Ihre Spitzen trafen sich im Mittelpunkt jener gigantischen Felsansammlung, die man das Große Gebirge nannte. Die Gesamtbevölkerung der gesamten Enklave betrug 2,2 Millionen, und das war eine ungeheuer geringe Zahl für ein solch riesiges Land. Deswegen benötigte man auch die Patrouillenflieger.

Obwohl die meisten Turmbewohner inzwischen ausgeflogen waren und das im obersten Stockwerk untergebrachte Drachennest derzeit nicht einmal ein halbes Dutzend Vierbeiner beherbergte, herrschte in dem nur von einem Zwielicht erhellten Raum ein strenger Geruch. Tybor, der starkknochige grüne Bulle, der Pethar seit seiner Geburt verbunden war, erhob sich freudig auf die Hinterbeine und wedelte mit seinem gezackten Schwanz. Er war größer als ein irdisches Pferd, aber nur halb so schwer. Seine zusammengefalteten Schwingen knisterten leise, als er sich zu seiner vollen Größe aufrichtete. Obwohl das Verhältnis zwischen Drachen und Menschen von beinahe

brüderlicher Herzlichkeit war, fand niemand etwas dabei, daß die Zwei- und Vierbeiner in getrennten Räumlichkeiten lebten: Allein die Größe der Drachen verhinderte, daß sie sich in den Wohnungen der Menschen aufhalten konnten, sobald sie ein gewisses Alter überschritten hatten.

»Hallo Tybor«, begrüßte Pethar seinen Gefährten. »Bald geht es wieder an die frische Luft, alter Junge. Nur keine Aufregung.«

Der Drache öffnete das Maul und sagte mit der Stimme eines fünfjährigen Kindes: »Alter Junge mächtig eilig! Mächtig, mächtig eilig!«

Pethar tätschelte dem riesigen Wesen die Ohren und der grüne Drache stieß ein wohliges Brummen aus. Seine Pranken hätten einen Menschen in Fetzen reißen können, aber wie die anderen seiner Art war er absolut friedfertig und würde nur dann in Rage geraten, wenn seinem Gefährten, seiner Drachen-Geliebten oder deren Ei Gefahr drohte.

Während Nayala zusah, wie der Patrouillenreiter Tybor durch das große Tor auf die Landeplattform hinausführte, erklang hinter ihr ein beleidigtes Knurren. Plötzlich erhielt sie einen heftigen Schubser in den Rücken, und eine tiefe, ungeschulte Stimme sagte fordernd: »Feines Kerlchen will Küßchen haben.«

»Sufnor!« Nayala wirbelte herum und blinzelte in die Dunkelheit. »Du bist schon wach?«

Vor ihr ragte der lange Hals eines Blauen aus dem Zwielicht. Sufnors Augen zeigten einen verschmitzten Ausdruck. Seine lange Schnauze näherte sich Nayalas Gesicht, dann rieb er seine schuppige Wange an der der schwarzhaarigen Frau. Nayala hauchte einen Kuß auf die Nase des Drachen und tätschelte seinen Hals.

»Feines Kerlchen immer wach, ganze Nacht«, grollte der Blaue in komischem Entsetzen. »Tybor immer grunzen und grunzen!« Er schnaubte mißmutig. »Tybor schlechte Träume, weil Ei nicht, sehen. Feines Kerlchen ganze Nacht warten auf Nayala.«

Nayala kicherte. Für einen außenstehenden Beobachter hätten die von Sufnor ausgestoßenen Laute keinen Sinn ergeben, aber für das geschulte Gehör seiner zweibeinigen Gefährtin bedeutete das Gekrächze allerhand. Wie alle anderen Angehörigen ihres Volkes war auch Nayala von Kindheit an in der Umgebung von Drachen aufgewachsen. Der Wortschatz Sufnors war zwar sehr gering und ging kaum über den eines fünfjährigen Kindes hinaus, aber er war nicht genug entwickelt, um ihn sich verständlich ausdrücken zu lassen. Wenn Sufnor, der nicht nur mit einem ausgesprochen festen Schlaf

gesegnet war, sondern auch gern und lange die Augen schloß, wenn er im Drachennest weilte, darüber klagte, daß Tybors Alpträume seine Nachtruhe gestört hatten, konnte er wirklich keine angenehme Schlafperiode durchlebt haben.

Als Nayala zudem einfiel, wann sie das letzte Mal mit ihm ausgeflogen war, bekam sie fast ein schlechtes Gewissen.

»Du hast ja recht, mein feines Kerlchen«, sagte sie in den Krächzlauten von Sufnors Sprache. »Jetzt fliegen wir erst einmal aus.«

Sufnor grunzte befriedigt und setzte seinen mächtigen Körper in Bewegung. Als sie auf der Landeplattform standen, registrierte Nayala, daß ein leichter Wind aufgekommen war. Die Luft roch würzig und angenehm, und die Umgebung des Turms erstrahlte im hellen Glanz der Sonne.

Unterhalb des Turms breitete sich ein ausgedehntes Mischwaldgebiet aus, das erst mehrere Kilometer weiter an die Talwände stieß. Pethar, der inzwischen auf Tybors Rücken Platz genommen hatte, winkte Nayala zu und gab ihr damit das Zeichen zum Aufbruch.

Sufnor ließ sich auf den Steinboden nieder, und sie saß auf. Kurz darauf breiteten die beiden Drachen ihre Schwingen aus. Lautes Rauschen erfüllte die Luft. Sufnor stieß ein freudiges Grollen aus, dann wich der Boden unter Nayala zurück. Der Wind zerrte augenblicklich an ihrem Haar, aber sie stieß einen befreiten Schrei aus, als der grüne Wald unter ihr dahinglitt und Sufnor zärtlich den Kopf wandte, um mit seiner langen, rauhen Zunge ihr rechtes Ohrläppchen zu liebkosen.

Pethars Gedankenimpulse strahlten Heiterkeit aus, als er diese Szene sah; dann beugte er sich tief über Tybors Hals und gab seinem Gefährten zu verstehen, daß er die Geschwindigkeit erhöhen solle.

Pfeilschnell rasten die beiden Drachen auf die das Tal umgebene Felswand zu. Unter ihnen wechselten sich Lichtungen mit blumenbewachsenen Ebenen ab. Der Ort, an dem sich die Patrouillenreiter zu ihren traditionellen Versammlungen trafen, lag im Süden. Wenn nichts ihren Flug störte, mußten sie den Platz in etwa vier Stunden erreichen. Pethar gab Nayala auf telepathischem Weg die genaue Richtung an. Sufnor machte unerwartet einen Sturzflug, riß Nayala aus ihren Gedanken und zwang sie dazu, sich an seinen Hals zu klammern. Er hatte es gern, wenn sie sich an ihn schmiegte. Über den Wipfeln der ausgedehnten Wälder bremste er ab und ging in einen majestätischen Gleitflug über. Nayala fühlte Heiterkeit. Sie mochte Pethar sehr, und manchmal liebte sie ihn auch – aber in gewisser

Hinsicht war Sufnor für sie der einzige Gefährte, dessen Liebe ihr bis ans Lebensende sicher sein würde …

*

Obwohl Nell Ohara sich stets nach der Maxime gerichtet hatte, sich nicht um anderer Leute Angelegenheiten zu kümmern, war sie nicht dazu fähig gewesen, Asen-Ger und Narda in einem günstigen Moment abzuschütteln und in die Außenwelt zurückzukehren.

Was ist es, das mich an die beiden bindet? fragte sie sich am nächsten Tag, als das kleine Boot mit seinen drei Passagieren wieder den Lari hinabfuhr. *Sind es die hübschen braunen Augen dieser Kleinen, die so sehr Jayna gleicht? Oder der ehrliche Blick dieses Mannes, der alt genug ist, mein Vater zu sein – auch wenn man es ihm nicht ansieht? Ihre Ziele kenne ich nun in etwa. Aber – was habe ich damit zu tun?*

Sie hockte im Bug des Bootes und schüttelte den Kopf. Bisher war die Fahrt ruhig verlaufen, aber das mußte nicht für immer so bleiben. Seit dem Frühstück hatten sie sicher mehr als fünfzig Kilometer zurückgelegt. Seit der Mittagsrast gelangte Nell mit jedem weiteren stärker zu der Ansicht, sich auf ein Wahnsinnsunternehmen eingelassen zu haben.

»Woher wollen Sie überhaupt wissen, daß die Drachenhexen Ihnen helfen können?« hatte sie Asen-Ger während des Frühstücks gefragt. »Welche Beziehungen haben Sie zu ihnen? Wenn das Konzil weiß, daß Sie hier sind, warum hat man Sie dann nicht von einer Legion der Grauen begleiten lassen?«

»Daß sie mir helfen *können«,* hatte Asen-Ger lapidar geantwortet, *»weiß* ich. Man hat das Versiegelte Land nicht aus einem Spaß heraus mit der Barriere umgeben, sondern deswegen, weil man weiß, wie groß die geistigen Fähigkeiten der sogenannten Drachenhexen sind. Ich habe zwar keine persönlichen Beziehungen zu den Bewohnern dieser Enklave, dafür aber solche, die die Hexen nicht ignorieren können. Das Konzil weiß, daß ich einen bestimmten Plan verfolge, allerdings nicht, daß ich auf Adzharis bin. Man hat mir zugestanden, meinen Plan für mich zu behalten, weil man verhindern wollte, daß andere Kreise davon Wind bekommen.«

»Und dieser David ter …?«

»David terGorden.«

»Und dieser David terGorden ist ein so wichtiger Mann, daß man jedes Risiko eingeht, um ihn zu suchen?« hatte Nell weitergefragt. »Kann ein einzelner Mann dermaßen wichtig sein, daß man einen der

bekanntesten Köpfe der Galaxis auf ein Himmelfahrtskommando schickt? Offengestanden, ich kann mir niemanden von so großer Wichtigkeit vorstellen.«

»Moment mal«, warf Narda ein, »immerhin …«

»David terGorden ist möglicherweise *wirklich* der wichtigste Mann unserer Zeit«, hatte Asen-Ger geduldig erwidert. »Er ist auf einer Welt gefangen, zu dem wir keinen Zugang mehr haben. Ohne ihn ist es mit der Treiberraumfahrt aus. Schon jetzt sind Misteln kaum noch auf dem schwarzen Markt zu haben. Das Sternenreich wird zusammenbrechen, Nell …«

Das kümmert mich doch nicht, dachte Nell. *Das kümmert die Hexen noch viel weniger. Die wünschen den Rest der Menschheit sowieso in das nächste Schwarze Loch.*

»… und von außen haben wir keine Hilfe zu erwarten. Wenn uns überhaupt jemand beistehen kann, dann die Bewohner des Versiegelten Landes. Sie allein haben die Kraft, die wir benötigen, um …«

Und damit sind wir wieder an dem Punkt angelangt, von dem wir ausgegangen sind, dachte Nell. *Welchen Grund sollten die Drachenhexen haben, dem Reich zu helfen, nachdem man sie generationenlang wie ein Stück Dreck behandelt hat?*

Das Reich hatte vor zweihundert Jahren ihre Kultur zerstört und die Überlebenden in ein Reservat getrieben. Man hatte die PSI-begabten Kolonisten nicht nur vom Rest der Welt isoliert und hinter einer energetischen Barriere festgehalten, sondern auch noch abscheuliche Gerüchte über sie verbreitet, nur damit niemand auf die Idee kam, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Die Propaganda hatte ihren Effekt erzielt: An den Küstenregionen sprach man heute nur noch von den »Hexen«, die mit »Tieren« eine Symbiose eingegangen waren und angeblich über Kräfte verfügten, die die interstellare Wissenschaft nicht zu erklären vermochte. Der ebenfalls mit PSI-Kräften ausgestatteten Treiberschaft war man sich bis vor kurzem noch sicher gewesen, aber über die Drachenhexen lagen zu wenige aktuelle Erkenntnisse vor. Für das Reich hatten sie stets einen Unsicherheitsfaktor dargestellt, den man hatte isolieren müssen. Und nun …

»Vorsicht!« schrie Narda.

Nell hob blitzschnell den Kopf und griff im gleichen Augenblick zum Laser. Aber es war schon zu spät. Die wenigen Sekunden ihrer Unaufmerksamkeit hatten dazu geführt, daß der vermeintliche Baumstamm, der seit einigen Minuten friedlich neben ihnen hertrieb,

die Strömung verließ und auf das Boot zusteuerte. Als sich das zahnbewehrte Maul des Flußungeheuers öffnete und nach dem Bug schnappte, wurde Nell schlagartig klar, daß sie einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte. Während einer Bootsfahrt in diesem Land hatte man nicht nachzudenken, sondern die Augen offenzuhalten. Ihre Sorglosigkeit rächte sich jetzt: Der Baumstamm war alles andere als ein träge dahintreibendes Stück Holz. Er war ein gefräßiges Monster, ein zehn Meter langes, hartgeschupptes Scheusal, zur einen Hälfte Alligator und zur anderen Raubfisch.

Das Boot schwankte, als Asen-Ger sich am Heck aufrichtete, das Ruder losließ und einen gezielten Schuß abfeuerte. Die Bestie zuckte zusammen. Schuppenteile lösten sich von ihrem Rücken; ein entsetzlicher Gestank breitete sich aus. Zwar tauchte das Ungeheuer grollend unter, um die entstandene Wunde zu kühlen, aber die Bootsfahrer rettete dieses Manöver nicht vor dem Kentern. Die Hitze des feingebündelten Strahls hatte den Bug getroffen, der mit einem lauten Knall platzte. Zwei Sekunden später kippte das Boot zur Seite.

Mit einem gellenden Schrei versank Narda als erste in den kalten Fluten des Lari. Nell packte ihr Lasergewehr und ließ sich zur Seite fallen. Das Wasser spritzte auf. Als sie den schuppigen, zehn Meter langen Leib des Flußdrachen auf der rechten Seite des Lari auftauchen sah, wußte sie, daß es aus mit ihnen war, wenn sie sich die Bestie nicht auf der Stelle vom Hals schafften. Als Asen-Ger neben ihr auftauchte, drückte sie ihm ihre Waffe in die Hand und rief ihm zu, die Bestie unter Feuer zu nehmen.

»Wo ist Narda?« rief Asen-Ger verzweifelt und krallte sich mit der freien Hand an einem vorbeitreibenden Rucksack fest.

»Ich kümmere mich darum!« schrie Nell und sah mit schreckgeweiteten Augen, daß der Flußdrache sie jetzt erspäht hatte. »Schießen Sie! Schnell!«

Asen-Ger nickte, und im gleichen Augenblick spürte Nell, daß sie etwas an der Hüfte berührte. Blitzschnell griff sie zu und erwischte einen von Nardas Armen. Das Mädchen hatte scheinbar für kurze Zeit die Besinnung verloren, schlug aber, kaum daß es wieder an die Oberfläche kam, die Augen auf.

Asen-Gers Waffe krachte. Der heiße Strahl traf den Flußdrachen voll in den Schlund. Die Bestie brüllte vor Schmerz und Zorn und hob sich wie ein scheuendes Pferd in die Luft. Asen-Ger landete einen erneuten Treffer. Der wild um sich peitschende Schwanz der Bestie traf das kieloben dahintreibende Boot und versenkte es. Die Rucksäcke Nardas und Nells waren verschwunden, und die einzige Schußwaffe, die sie

jetzt noch besaßen, war die, die Asen-Ger in den Händen hielt. Nell rief ihm zu, er solle sie auf keinen Fall verlieren, und eilte mit langen Schwimmstößen dem letzten Rucksack nach, der noch nicht gesunken war. Narda schwamm inzwischen auf das linke Ufer zu. Der Flußdrache war jetzt ebenso unsichtbar geworden wie ihr Boot. Der Schuß ins Maul mußte ihn getötet haben. Zumindest bestand jetzt nicht mehr die Gefahr, daß er ihnen auch noch an Land folgte.

»Wir müssen so schnell wie möglich zurück«, sagte Nell zähneklappernd und strich sich das klatschnasse Haar aus dem Gesicht, als Asen-Ger kurz darauf hinter ihr aus den nassen Fluten des Lari stieg. »Wir haben zwei Drittel unserer Waffen und Ausrüstungsgegenstände verloren. Jeder weitere Schritt ist unter diesen Umständen reiner Selbstmord.«

Asen-Ger legte die Waffe auf den Boden und sah sich um. Der Wald, an dessen Rand sie sich aufhielten, sah wenig einladend aus. Er war dicht, und die Baumwipfel verhinderten, daß auch nur der kleinste Sonnenstrahl auf seinen Boden fiel. Zum Glück war der Lari an dieser Stelle kaum zehn Meter breit und ziemlich seicht. Man würde ihn also im Bedarfsfall leicht durchqueren können.

»Wir müssen ein Feuer machen«, sagte Narda. »In unseren nassen Kleidern werden wir uns den Tod holen.« Sie machte ein paar Schritte in den Wald hinein und blieb dann zögernd stehen.

»Welche Art von Raubtieren haben wir hier zu erwarten?« fragte sie in einem Tonfall, der Nell signalisierte, daß sie den Mut noch keinesfalls verloren hatte.

»Alle Arten«, sagte Nell frustriert. »Aber hüten Sie sich hauptsächlich vor dem Blitz.«

»Ihre Art von Humor gefällt mir«, sagte Asen-Ger einige Minuten später, als sie zu dritt nackt um das prasselnde Feuer herumsaßen und sich mit den glücklicherweise trockengebliebenen Decken abnibbelten. »Wo haben Sie den her?«

»Mir ist noch gar nicht aufgefallen, daß ich Humor habe«, erwiderte Nell und versuchte, das neben ihr hockende unbekleidete Mädchen nicht über Gebühr anzusehen. »Ich habe in der Tat vielmehr den Eindruck, daß Sie derjenige sind, der über einen geradezu …«

»Keine bösen Worte«, sagte Asen-Ger und öffnete eine Tube mit Konzentratnahrung. »Im übrigen sollten wir das mit der elenden Siezerei lassen. Wir haben doch jetzt schon genug Konventionen aufgehoben, um uns auch über solche Formalismen hinwegsetzen zu können. Haben Sie …? Hast du Hunger?«

Nell nickte. Sie drückte ein Drittel des Tubeninhalts auf ihrer Zunge

aus und gab sie an Narda weiter. Es war kaum zu glauben, mit welcher Vehemenz dieser Mann alle ihre guten Ratschläge ignorierte. Narda hingegen äußerte sich nicht. Als Nell ihr in die Augen sah, mußte sie jedoch feststellen, daß ihr nichts weniger fern lag, als die Reise abzubrechen.

Was verbindet die beiden miteinander? fragte sie sich. *Gehören sie zusammen? Oder …?* Nein, es war wohl eher so, daß Narda etwas an diesen mysteriösen David terGorden band. Na gut. Nell seufzte, rückte etwas näher an das Feuer heran und sagte:

»Auf dem Landweg schaffen wir es auf keinen Fall. Wir müssen ein Floß bauen.«

Asen-Ger nickte und klopfte auf den Laser. »Damit können wir ein paar Bäume fällen.«

»Achten Sie … Du solltest darauf achten, daß sie nahe genug am Ufer stehen«, sagte Nell. »Dann brauchen wir sie nur noch die Böschung hinabzurollen.«

»Beim Holzsammeln habe ich genug Schlingpflanzen gesehen, um daraus eine ganze Floß-Armada bauen zu können«, warf Narda begeistert ein.

»Schön«, sagte Nell. »Ihr meint es also wirklich ernst. Was bin ich doch für eine arme Irre, daß ich euch auch noch dabei helfe.«

Sie stand auf, legte die feuchte Decke beiseite und fing die letzten Sonnenstrahlen mit ihrem Körper ein. »Laßt uns sofort anfangen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Während Narda im Dunkel des Dickichts verschwand, um nach Schlingpflanzen Ausschau zu halten, erinnerte Asen-Ger sich daran, kurz zuvor einen Platz gesehen zu haben, der sich zum Floßbau besonders gut eignete. Zusammen mit Nell marschierte er ein paar hundert Meter flußaufwärts, bis sie auf eine Art Bucht stießen, die mehr als fünfzehn Meter durchmaß. Das nach hier abgedrängte Flußwasser war hell und klar. Das kleine Becken war kaum mehr als einen halben Meter tief, besaß aber den Vorzug, daß die Strömung des Flusses hier nicht hereinreichte. Wenn es ihnen gelang, das Floß hier zusammenzubauen, brauchte man es nur noch in die Strömung hinauszuschieben.

»Ein guter Platz«, entschied Nell. »Und sogar von den richtigen Bäumen umgeben.«

Während Asen-Ger sich mit Hilfe des Lasers daran machte, die entsprechenden Bäume von ihren Strünken zu trennen, baute Nell das alte Lager ab und schleppte ihre wenigen Habseligkeiten an den Rand der Bucht. Kurz darauf kehrte auch Narda zurück. Sie war mit

Schlingpflanzen beladen und hatte ein brennendes Holzscheit in der Hand, denn auf Feuer konnten sie aufgrund der sinkenden Temperaturen auch in der windgeschützten Bucht nicht verzichten.

Als die Dunkelheit hereinbrach, lagen sechs der insgesamt fünfzehn benötigten Baumstämme bereits am Rand der Böschung. Asen-Ger wollte weiterarbeiten, aber Nell gab ihm zu verstehen, daß während der nächtlichen Stille die Geräusche seines Lasers nur unnötige Neugier erzeugen konnten. Da sie am Flußufer größeren Gefahren ausgesetzt waren als auf den Inseln, mußten sie eine Wache aufstellen. Nell übernahm die erste Periode und wurde dann von Narda abgelöst.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, war Asen-Ger schon wieder an der Arbeit. Narda hatte das Feuer angezündet und reichte Nell die getrockneten Kleider. Irgendwie störte es sie plötzlich, trotz der herrschenden Wärme in eine künstliche Haut schlüpfen zu müssen, aber der Gedanke an das Insektengewimmel im Wald belehrte sie bald eines Besseren. Ihre Frühstücksmahlzeit war karg, aber nahrhaft. Gegen Mittag begannen sie, die einzelnen Baumstämme in die Bucht zu rollen und mit Schlingpflanzen zusammenzubinden. Narda erwies sich als Meisterin der Knüpftechnik, und nachdem sie die Mittagspause genossen hatten, belud Asen-Ger das Floß und machte sich noch einmal auf den Weg, um nach geeigneten Staken Ausschau zu halten.

Die Bestandsaufnahme der verbliebenen Ausrüstung förderte ein ziemlich mageres Ergebnis zu Tage. Nell zählte drei Decken, einen dünnen Schlafsack, zwei feststehende Messer, dreißig Meter Kunststoffseil, einen Kompaß, eine medizinische Notausrüstung, die sie zumindest davor bewahren würde, an Insektenbissen zugrunde zu gehen; Konzentratnahrung für etwa drei Wochen, die nun gedrittelt werden mußte (und da hatten sie schon das erste ernsthafte Problem), ein kleines Beil, ein Feuerzeug – und vier Paar Socken.

Wenn es nicht so deprimierend gewesen wäre, hätte sie lachen können. Abgesehen davon, daß Asen-Gers Rucksack nur mehr einen Bruchteil von dem enthielt, was Nell in ihn hineingepackt hatte (offenbar war das verfluchte Ding während des Kenterns nicht richtig geschlossen gewesen), hatte sie auch noch das Pech zu beklagen, daß es ihr nicht gelungen war, ihren eigenen wiederzufinden. Möglicherweise trieb er jetzt schon Kilometer weiter flußabwärts – oder eine andere Flußbestie hatte sich daran gütlich getan. Es war jedenfalls nackter Wahnsinn, mit dieser läppischen Ausrüstung in eine Wildnis vorzudringen, die tausenderlei Gefahren für sie bereithielt.

Dennoch brachen sie kurz nach Asen-Gers Rückkehr wieder auf,

schoben das Floß mit den langen Staken in die Strömung hinein und ließen sich zehn Minuten später von den Wassern des Lari nach Norden treiben. Der Fluß machte bald darauf einen Knick und konfrontierte sie mit einem farbenprächtigen Schwarm von großen Stelzvögeln, die gravitätisch am Ufer standen und sie neugierig musterten. Eine schwarzgefleckte Wildkatze, die offenbar sehr hungrig war, lief stundenlang neben ihnen her und verschwand erst, nachdem ihr klargeworden war, daß sie gegen das Wasserfahrzeug keine Chance hatte. Die nächste Nacht, die sie wieder auf einer geschützten Insel verbrachten, verlief ohne Zwischenfälle. Am nächsten Morgen spießte Nell mit einem spitzen Stock einen Fisch auf und servierte ihn ihren Begleitern als Frühstück. Der Tag war – wie auch der vorhergehende – sonnig und angenehm.

Und dann kamen die Stromschnellen.

Diesmal war Nell auf alle Eventualitäten vorbereitet. Kommandos rufend, wenn es notwendig war, hatte sie sich am Bug des Floßes zusammengekauert und wachte über die wenigen Schätze, die ihre Ausrüstung noch zu bieten hatte. Asen-Ger hatte den Laser fest an sich gebunden, denn sein Verlust wäre gleichbedeutend mit ihrem Tod gewesen. Während sie durch ein wildschäumendes Gewirr spitzaufragender Felsen jagten und innerhalb von wenigen Sekunden naß wurden bis auf die Haut, wurde Nell nicht müde, sich unentwegt zu verfluchen. Schließlich meisterten sie auch diese Gefahr. Der Lari trug sie ruhig auf seinem Bett weiter und brachte sie in den späten Abendstunden erneut zu einer Insel.

Sie war jedoch als Lagerplatz nicht geeignet, denn Nell hatte kaum den ersten Fuß an Land gesetzt, als hinter ihr ein bösartiges Fauchen erklang.

»Eine Wildkatze!« schrie Narda und warf Nell ein Messer zu. Asen-Ger zückte den Laser, kam aber nicht zum Schuß, denn im gleichen Augenblick bildeten Nell und die Buschkatze, die auf irgendeine unbekannte Weise auf die Insel geraten war, ein unentwirrbares Knäuel. Nell gab keinen Laut von sich, sondern kämpfte stumm und verbissen um ihr Leben. Die Katze war zum Glück nicht sonderlich groß, aber dennoch bereitete es ihr die größten Schwierigkeiten, den mit scharfen Krallen versehenen Tatzen auszuweichen und in eine vorteilhaftere Position zu gelangen. Nells Messerklinge zerschnitt die Luft, und der gellende Schrei, den die Buschkatze ausstieß, zeigte ihr, daß sie ins Ziel gedrungen war. Der gewünschte Erfolg blieb jedoch aus. Die Bestie schien mehrere Leben zu haben.

Ehe Nell zu einem weiteren Stoß kam, flog ein dunkler Schatten

über sie hinweg. Aus halbgeschlossenen Augen sah sie das zu allem entschlossene Gesicht des Mädchens Narda. Ein energetischer Sturm schien von ihr auszugehen. Nell hörte die Buschkatze kreischen, und es erschien ihr, als würden dünne blaue Feuerstrahlen die Dunkelheit erhellen und auf das Tier zurasen. Wie elektrisiert sprang die Bestie zurück und jagte mit eingezogenem Schweif in die Finsternis des Inseldickichts hinein.

»Alles in Ordnung, Nell?«

»Ich …« Nell stöhnte verhalten. Sie versuchte aufzustehen, aber es gelang ihr nicht. Die kräftigen Arme Asen-Gers hoben sie auf und trugen sie auf das Floß zurück. Sie hörte, wie er sich leise mit Narda unterhielt. Ihre Stimmen klangen besorgt.

Kurz darauf verlor Nell das Bewußtsein, und als sie wieder zu sich kam, war es heller Tag. Narda beugte sich über sie, kühlte ihre heiße Stirn mit einem nassen Tuch und flößte ihr aus einer kleinen braunen Flasche einen bitteren Saft ein. Nells Schulter brannte wie Feuer, aber man schien sie verbunden zu haben.

»Du hast Fieber, Nell. Sprich jetzt nicht. Du mußt dich gesundschlafen.«

Nell wollte etwas sagen. Sie wollte protestieren und ihre Begleiter zur Umkehr bewegen, aber ihre Zunge war wie gelähmt. Es wurde dunkel um sie, und als sie das nächste Mal die Augen aufschlug und die Sonne sah, wurde ihr klar, daß bereits wieder ein Tag vergangen war. Diesmal schaukelte der Boden unter ihr nicht. Sie befand sich also offensichtlich an Land.

Die Tatsache, daß sich jemand um sie kümmerte, beruhigte Nell ein wenig, und wenn es ihren Begleitern über mehrere Tage hinweg gelungen war, ohne die Hilfe ihrer Führerin zu überleben, hatte sie Asen-Ger und Narda zweifellos unterschätzt. Obwohl ihre Wunde immer noch schmerzte, schien das Fieber zurückgegangen zu sein. Die bleierne Müdigkeit, die Nells Körper erfaßt hatte, ließ sie kurz darauf wieder in einen tiefen Schlaf sinken.

Als sie die Augen zum drittenmal öffnete, fühlte sie sich unerwartet gesund und kräftig. Über ihr leuchteten die Sterne. Die Luft war kühl und angenehm, und irgendwo in nächster Nähe knisterte ein offenes Feuer.

Aber Nell starrte geradewegs in das totenschädelähnliche Gesicht Roley Anjaks – und das war keine Situation, in der man die Augen leichtfertig wieder schloß.

*

Die Versammlung der Patrouillenreiter war ohne große Probleme verlaufen. Man hatte die Rote Sonja erwartungsgemäß zur neuen Gruppenleiterin gewählt, und ihre erste Amtshandlung hatte darin bestanden, die Geister der anwesenden Delegierten zu einem Kollektiv zu verschmelzen und den über das ganze Land verstreuten Klans die Nachricht zukommen zu lassen, daß von nun an gegenüber den Eindringlingen besondere Vorsicht geboten sei. Die einzelnen Familien sollten sich darüber hinaus zusammensetzen und Pläne zur Aufstellung von Reservepatrouillen zur Sicherung des Hinterlandes besprechen; es gab genügend Jägerinnen und Jäger, die diese Aufgabe übernehmen konnten und nur darauf warteten, endlich in die Überwachungsarbeit einbezogen zu werden.

Während die Debatten andauerten und die einzelnen Anwesenden über Vorkommnisse in ihren Bereichen berichteten, nutzte Nayala del Drago die Gelegenheit und machte sich mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut. Der Ort, an dem die traditionellen Versammlungen der Patrouillenreiter stattfanden, lag in einem breiten Seitental des Großen Gebirges und konnte nur auf dem Luftweg erreicht werden. Vor vielen Generationen hatten die Altvorderen hier ausgedehnte Pilzkolonien angelegt, die noch immer existierten und während der fruchtbaren Monate von einer Gruppe ansässiger Pheidolen gehegt wurden. Die Unterkunft dieser Ernterinnen befand sich in einem gigantischen, mehr als hundertfünfzig Meter durchmessenden und nahezu dreißig Meter hohen Kuppelbau aus Protop, dessen Decke aufgrund der vor Jahrhunderten erfolgten Bombardements zwar hier und da geborsten war, aber noch immer genügend Hallen und Räumlichkeiten aufwies, um eine Armee zu versorgen. An der Außenseite war das halbkugelförmige Gebäude dermaßen stark mit Weinranken bewachsen, daß man von der eigentlichen Hülle nicht mehr das geringste wahrnahm. Wer den Bau lediglich aus weiter Ferne betrachtete, mußte ihn unweigerlich für einen Hügel halten, dem die Natur eine besonders auffällige Art von Rundung zugestanden hatte. Es gab mehrere Bauwerke dieser Klasse im Drachenland, aber nur die wenigsten befanden sich in einem ähnlich guten Erhaltungszustand. Nach dem Abbruch des fehlgeschlagenen Kolonisationsexperiments hatte das Konzil alle Mühen aufgewandt, um den Überlebenden ihrer harten Attacken einen Neubeginn zu erschweren.

Als es Abend wurde und sich samtene Finsternis über das Tal hinabsenkte, wurde es unter dem Kuppeldach allmählich ruhiger. Die

Pheidolen, die das aus uralten Zeiten stammende Gebäude bewohnten, hatten für die hungrigen Delegierten eine nahrhafte Pilzsuppe zubereitet und ließen, nachdem die meisten Patrouillenreiter wieder aufgebrochen waren, zu Ehren der Zurückgebliebenen einige prall gefüllte Weinschläuche kreisen. Wie Nayala herausfand, waren die Pläne der Roten Sonja größtenteils auf Beifall und Zustimmung gestoßen. Von nun an sollte kein Eindringling das Drachenland mehr unbestraft betreten dürfen. Jeder Fremde, dessen die Drachenreiter habhaft wurden, sollte festgenommen und interniert werden. Wenn zu viele Menschen spurlos in der Enklave verschwanden, würde man sich außerhalb der Barriere Gedanken machen und das Personal an den Schaltstationen möglicherweise auswechseln. Wenn die Entwicklung in eine andere Richtung lief, blieb ihnen keine andere Möglichkeit, als mit den adzharischen Behörden Kontakt aufzunehmen und Bedingungen zu stellen. Wie die Rote Sonja waren auch die restlichen Anwesenden der Meinung, daß die offizielle Verwaltung des Planeten die Tatsache, daß sich Hunderte einflußreicher Bürger in der Gewalt der Drachenreiter befanden, nicht einfach ignorieren konnte. Die Delegierten standen geschlossen hinter ihrer Gruppenleiterin, denn sie wußten, was sie von ihr zu erwarten hatten. Die Rote Sonja war eine energische Person; sie war unabhängig, frei und tapfer und hatte den gleichen Posten bereits einmal vor fünfzehn Jahren innegehabt.

Gegen Mittemacht, als Nayala das große Gebäude verließ, um ein wenig frische Luft zu schnappen, fiel ihr auf, daß Pethar sich den ganzen Tag über ziemlich rar gemacht hatte. Die Mädchen, die ihn bei ähnlichen Gelegenheiten umkreisten wie die Bienen Blütenstaub, schienen Ähnliches zu empfinden, denn Nayala wurde während des Hinausgehens mehrmals gefragt, ob sie ihn nicht gesehen habe. Pethar blieb jedoch auch weiterhin verschwunden, und so verbrachte sie die Nacht auf dem Lager einer liebeshungrigen Pheidole namens Birtha.

Im Morgengrauen wachte Nayala auf und stellte fest, daß die meisten der über Nacht geblichenen Patrouillenreiter bereits aufgebrochen waren. Zusammen mit der Roten Sonja und ein paar anderen ging sie zum nahegelegenen Fluß hinunter und nahm ein Bad. Erst nach Beendigung *des* Frühstücks – außer ihr, der Roten Sonja und den Pheidolen war niemand mehr anwesend – tauchte Pethar wieder auf. Er machte einen übermüdeten Eindruck und schien kaum ein Auge zugemacht zu haben.

Während seine Linke auf Tybors Hals ruhte, schüttelte er der Roten Sonja zum Abschied die Hand und sagte: »Besonders im Süden scheint die Barriere große Löcher aufzuweisen. Ich denke, wir sollten unsere

Aufmerksamkeit auf die Umgebung der Schaltstation 623 konzentrieren.«

Selbst Nayala fiel auf, daß seine Stimme diesmal noch heiserer als gewöhnlich klang.

Die Rote Sonja – sie war eine grazile Frau mit brandrotem Haar, leuchtendgrünen Augen und feingeschwungenen Brauen – maß Pethar mit einem fragenden Blick. Nayalas Geist hörte, wie ihre körperlose Stimme plötzlich fragte: *Du verschweigst uns etwas, Pethar. Warum?*

Pethar sah ziemlich unglücklich aus und wirkte in diesem Augenblick wie ein Kind, das man in der Vorratskammer ertappt hat. Er machte sich mehr Sorgen über die Eindringlinge, als er zuzugeben bereit war, das sah Nayala sofort. Ihr fiel plötzlich ein, daß Pethar in der Nacht seiner Ankunft davon gesprochen hatte, daß er unterwegs sei, um eine wichtige Nachricht zu überbringen.

Sie unternahm den Versuch, in sein Inneres vorzudringen, prallte jedoch gegen eine Wand. Er hatte sich abgeschirmt, aber die Schutzmauer zerbröselte bereits und mußte jeden Moment zusammenbrechen.

Warum? wiederholte die Rote Sonja ihre Frage.

Pethar stöhnte und schloß die Augen. *Nun gut,* wisperte sein Geist schließlich. *Ihr habt es nicht anders gewollt!*

Der Informationssturm, der über Nayala, die Rote Sonja und die versammelten Pheidolen hereinbrach, war ebenso heftig wie schmerzhaft. Nayala sank in die Knie und preßte die Hände gegen ihren Kopf. Pethars Gesicht wurde zu einer weißen Maske, und die Pheidolen, deren geistige Kraft nicht annähernd die der Roten Sonja erreichte, taumelten zurück.

Die Rote Sonja dachte laut: *Oh, nein,* aber natürlich wurde auch ihr im Bruchteil einer Sekunde klar, daß das, was Pethar bisher zurückgehalten hatte, einen wahren Kern haben mußte.

Ergebnis Nachforschungen Kontaktmann Transit City, las Nayalas Geist. *Observation Geheimnisträger abgeschlossen. Resultat: Positiv. Station 623 häufigste Anlaufstelle für illegale Grenzgänger, da Testpforte. Weitere werden in Kürze folgen. Förderung illegaler Tätigkeiten erfolgt durch Direktorium Barnum Seafood. Plan: Durchlöcherung der Barriere innerhalb eines halben Jahres. Gesteuerte Provokationen. Pläne zur völligen Aufhebung der Barriere existieren, wurden durchgespielt. Endziel: Freigabe der Enklave für die Touristikindustrie.*

»Aber …«, stammelte eine der Pheidolen entsetzt, »wie will Barnum das vor dem Konzil motivieren?«

Allgemeinpolitische Lage. Sternenreich momentan desolat. Keine

Motivation nötig. Ausnahmesituation. Derzeit so gut wie keine Kommunikation Erde/Adzharis. Plan: »Präventivangriff – Putativnotwehr«. Ausschalten der Klans. Gezielten Provokationen Barnums folgen Reaktionen unsererseits. Liefern Motiv zum Angriff. Barnum wird in Notwehr handeln.

»Soll das heißen«, keuchte Nayala erschreckt, »daß uns die Hände gebunden sind? Daß wir gegen Übergriffe von Eindringlingen gar nichts tun können, da man dies auf alle Fälle für sich ausschlachten wird?«

Pethar nickte.

»Warum«, fragte die Rote Sonja bebend, »sagst du uns das erst jetzt, Pethar?«

Keine absolut stichfesten Beweise, strahlte der Geist des Patrouillenreiters ab. *Wollte Panik verhindern und zunächst Zentralrat informieren.*

»Ich melde mich freiwillig zur Patrouille«, sagte Nayala entschlossen. »Wir brauchen jetzt jede Kraft!«

»Wir auch«, sagte die Leiterin der Pheidolen. Sonja sah sich nachdenklich um. Pethars Offenbarung hatte sie kaum weniger schockiert als die anderen, aber sie hielt sich bemerkenswert tapfer.

»Du hast recht«, erwiderte sie und sah Pethar an. »Das *muß* vor den Zentralrat. Ich werde mit dir kommen. Dies ist ein Problem, das die Patrouillenreiter nicht allein entscheiden können. Es war richtig von dir, die Delegierten nicht mit dieser entsetzlichen Botschaft zu verwirren. Ich wage nicht, mir auszumalen, was geschehen wäre, wenn die Leute das gestern abend zu Ohren bekommen hätten.«

Sonja musterte Nayala und die Pheidolen mit einem ernsten Blick und sagte: »Das Gebiet um die Station 623 gehört zu den am wenigsten besiedelten Landstrichen der Enklave. Glaubt ihr, daß ihr es schaffen werdet, den dort ansässigen Klan zu unterstützen, bis Verstärkung kommt?«

Nayala nickte. Auch die Pheidolen erklärten ihre Bereitschaft zum Handeln.

»Dann macht euch auf den Weg«, sagte die Rote Sonja. »Pethar wird alles, was der Kontaktmann ihm mitgeteilt hat, mündlich vor dem Zentralrat wiederholen.«

Nayala verstand. Es war zu gefährlich, eine solche Nachricht auf telepathischem Weg weiterzuleiten.

Pethar schwang sich auf den Rücken seines vierbeinigen Gefährten. Die Rote Sonja stieß einen melodiösen Pfiff aus, und wenige Sekunden später näherte sich ein flügelschlagender schwarzer Drache dem

halbkugelförmigen Bau.

Eine halbe Stunde später war auch Nayala unterwegs. An der Spitze eines fünfundzwanzigköpfigen Schwarms jagte sie über Berge und Wälder hinweg nach Süden.

*

Nell Ohara reagierte blitzschnell. Ihre Hände schossen hoch und trafen mit den Kanten die Kehle und die Nase des Mannes, der sich über sie beugte. Roley Anjak quiekte wie ein Schwein und taumelte zurück. Der Laser entfiel seinen Händen und schepperte zu Boden. Nell ließ sich nach rechts abrollen, musterte mit einem raschen Blick die Umgebung, stellte fest, daß sie sich auf einer kleinen, nicht sonderlich stark bewaldeten Flußinsel befand, und sprang auf. Das Feuer war nur wenige Meter von ihr entfernt, und in seinem rotflackernden Schein erkannte sie Asen-Ger und Narda, die mit erhobenen Armen unter den Ästen eines Laubbaums standen. Ihr Angriff schien für die beiden Signalwirkung zu haben.

Rogan Helmer, der aufgrund des Schreis seines Partners verblüfft herumwirbelte, verlor für eine Sekunde die Balance und kam Asen-Ger zu nahe. Ein heftiger Faustschlag ließ den Bewaffneten zur Seite taumeln. Narda duckte sich und sprang über die Flammen hinweg auf Nell zu. Asen-Ger rannte in die entgegengesetzte Richtung und eilte auf den träge in der Dunkelheit dahinziehenden Fluß zu. Als Nell und Narda sich in Bewegung setzten, zerriß ein Schuß die Stille. Kurz darauf deutete ein Aufklatschen an, daß Asen-Ger ins Wasser getaucht war.

Hatte Helmer ihn getroffen?

Nell hatte jetzt keine Zeit zum Nachdenken. Ehe sie sich versah, versetzte Narda ihr einen Stoß. Sie rannten durch das dornige Buschwerk, rissen sich Arme und Hände auf und standen schließlich am anderen Ufer der Insel. Hinter ihnen ertönten laute Schreie. Offenbar hatte sich nun auch Anjak wieder aufgerappelt. Die beiden Männer schienen die Insel abzusuchen und zum Äußersten entschlossen zu sein.

»Ins Wasser«, flüsterte Narda hektisch. »Schnell. Sie werden nicht zulassen, daß wir lebend wieder aus der Enklave herauskommen.«

Nell zögerte nicht. Mit einem Kopfsprung verschwand sie in den Fluten und tauchte unter. Als sie wieder hochkam, sah sie neben sich den Kopf Nardas. Am Ufer der kleinen Flußinsel liefen zwei Schatten aufgeregt fluchend hin und her. Asen-Ger war verschwunden. Wenn er

sich auf die andere Flußseite zubewegte, bestand die Gefahr, daß sie voneinander getrennt wurden.

»Mach dir keine Sorgen«, flüsterte Narda zwischen zwei kräftigen Schwimmstößen. »Ich stehe mit ihm in Verbindung. Er weiß, wo wir sind.«

Nell schwieg. Das linke Ufer des Lari war zum Glück nur fünfzehn Meter von ihnen entfernt. Als sie sich die Böschung hinaufzogen, sagte Narda: »Da hinten kommt er schon. Hast du eine Waffe?«

Nell wollte zuerst den Kopf schütteln, aber dann ertasteten ihre Hände das an ihrem Gürtel baumelnde Messer. Ihr war mit einem Mal sterbenselend zumute; der unverhoffte Anblick von Anjaks Gesicht hatte ihrem Magen ein flaues Gefühl beschert. Der Schulterverband war durchnäßt. Sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um sich nicht durch allzu lautes Geklapper zu verraten.

»Seid ihr in Ordnung?« Ein dunkler Schatten stieg aus dem Wasser und ließ sich neben den beiden Frauen nieder. Asen-Ger keuchte verhalten. Er mußte um die ganze Insel herumgeschwommen sein. Als Nell sich über ihn beugte, schwang er triumphierend einen langläufigen Laser. »Den habe ich neben Helmers Boot gefunden«, verkündete er. »Zumindest können wir uns die Hundesöhne jetzt vom Leibe halten.«

»Du hast gut reden«, sagte Nell aufgebracht. »Wir sitzen absolut in der Falle. Wir haben keinen Proviant und kein Boot. Kannst du mir vielleicht sagen, was wir jetzt machen sollen?«

»Wir sind nicht so hilflos, wie wir scheinen«, sagte Narda leise.

»Was haben die beiden überhaupt von uns gewollt?« fragte Nell, die die Insel keinen Moment aus den Augen ließ und beobachtete, wie Helmer und Anjak sich an ihrem Boot zu schaffen machten. Sie entledigte sich ihrer nassen Bluse und wrang sie aus.

»Sie lauerten uns auf«, sagte Narda. »Ich nehme an, daß sie irgendwann, als wir am Ufer rasteten, an uns vorbeigefahren sind. Dieser Helmer scheint große Angst davor zu haben, daß seine Pläne bekannt werden oder daß das Konzil Wind davon bekommt, daß er ebenfalls zu den illegalen Jägern gehört, die sich im Versiegelten Land herumtreiben. Er wollte uns aus dem Weg räumen, aber glücklicherweise kamst du gerade im richtigen Augenblick wieder zu dir. Wir sind dir zu großem Dank verpflichtet, Nell.«

»Geschenkt«, sagte Nell ungehalten. »Alles, was ich momentan sehe, ist, daß wir von zwei zu allem entschlossenen Irren verfolgt werden und zur völligen Bewegungslosigkeit verdammt sind. Diese Expedition hat von Anfang an unter keinem guten Stern gestanden. Ich könnte

mich …«

»Still«, wisperte Asen-Ger und drückte Nells Gesicht in das Gras. »Es war sicher ein Fehler, daß ich mich den beiden gegenüber als Konzilsagent ausgegeben habe, aber wer konnte wissen …?«

Helmer und sein Kumpan hatten das Boot jetzt wieder zu Wasser gelassen. Sie legten von der Insel ab. Ein kleiner Scheinwerfer flammte auf und beleuchtete die Wasseroberfläche. Die Männer suchten sie, daran bestand gar kein Zweifel.

»Meine Kartentasche ist weg«, sagte Nell plötzlich in die Stille hinein. »Es ist aus mit uns!«

»Solange wir noch leben«, zischte Asen-Ger, »ist gar nichts aus.« Er berührte Nells Schulter und sagte:

»Los! Wir müssen eine gewisse Entfernung zwischen uns und diese Leute bringen.«

Nell nahm ihr Messer in die Rechte und tat, wie ihr geheißen. Das Waldgebiet, das sich auf dem diesseitigen Ufer ausbreitete, war dicht und demgemäß sehr dunkel. Die Sterne waren die einzige Lichtquelle, die die Flüchtenden hatten, als sie zu Fuß durch das Unterholz hetzten. Ein Schwarm dunkler Vögel mit krummen Schnäbeln und leuchtendgelben Kämmen flatterte auf. Das von den Kreaturen erzeugte Geschrei war unbeschreiblich. Hinter Narda, die den Abschluß der kleinen Gruppe bildete, zuckte ein Lichtstrahl auf. Zweifellos wußten Helmer und Anjak nun, wo sich die Gesuchten aufhielten.

»Schneller«, sagte Asen-Ger.

Nell überwand ihren Zorn und ging an die Spitze. Ihren ursprünglichen Plan, sich nahe am Ufer zu halten, um sich bei der herrschenden Dunkelheit nicht zu verirren, mußten sie bald aufgeben, denn schon eine Minute später wurden sie von der Helligkeit des Suchscheinwerfers erfaßt und sahen keinen anderen Ausweg, als sich zu Boden zu werfen. Feuerstöße zuckten auf. Zehn Meter von den Flüchtenden entfernt geriet ein trockener Busch in Brand.

»Sie werden uns ausräuchern«, sagte Nell. »Sie brauchen die nähere Umgebung bloß in ein Flammenmeer zu verwandeln.«

Asen-Ger bewegte unentschlossen die Schultern. Als Nell auf seine Waffe starrte, meinte er: »Sie nein … Du meinst, ich soll sie einfach …?«

»Sie kommen an Land«, sagte Narda plötzlich. Helmers Boot war plötzlich hinter dem Uferabhang verschwunden und somit außer Schußweite.

»Wir müssen weiter«, sagte Nell. Die nassen Kleider hinderten sie

zwar daran, ein allzu großes Tempo vorzulegen, aber immerhin hatte sie den Vorteil, dieses Gebiet wenigstens einigermaßen zu kennen. Wenn bloß diese elende Finsternis nicht gewesen wäre!

Nell biß die Zähne aufeinander und verfluchte sich. Es hatte jetzt keinen Sinn, darüber zu lamentieren, welcher Teufel sie geritten hatte, als Igor mit dem Angebot zu ihr gekommen war. Jetzt waren sie Hunderte von Kilometern von der Barriere entfernt und hatten keine Chance mehr, sie je wieder zu erreichen. Aber irgendwo in dieser Gegend mußte ein Hügel sein, auf dem sie sich verschanzen konnten. Nell erinnerte sich, vor drei Jahren eine gemischte Jagdexpedition hierhergeführt zu haben … Sie dachte an den halbverfallenen Turm, der ihnen während eines Unwetters Obdach geboten hatte. Wenn es ihnen gelang, sich bis dorthin durchzuschlagen … Von der Turmspitze aus konnte man das ganze Unterland in Schach halten … Gab es hier nicht auch fleischfressende Drachen? Der Gedanke flößte ihr plötzlich Furcht ein, und das war kein Wunder bei der mangelhaften Bewaffnung, die ihnen zur Verfügung stand.

Helmer und Anjak schienen die Verfolgung nicht aufgeben zu wollen. Irgendwann – es begann bereits zu tagen – ertönte in einiger Entfernung ein lauter Knall, und ein leuchtendweißer Feuerstrahl fraß sich in den Himmel. Entweder war einer der Verfolger gestolpert und hatte seine Waffe aus Versehen aktiviert, oder Anjak und Helmer hatten sich getrennt und gaben einander auf diese Weise Signale.

Als Nell glaubte, vor Erschöpfung keinen Schritt mehr gehen zu können, wurde das vor ihnen liegende Waldgebiet lichter. Kurz darauf betraten sie eine grasbewachsene Ebene. Feiner Morgennebel hing über dem Land und am Ende des flachen Gebiets zeichnete sich eine zerklüftete Erhebung ab. Der Hügel!

Nell hätte einen Freudenschrei ausstoßen können, aber jetzt galt es, den Atem zu sparen. Sie hatten die erste Hälfte der Ebene gerade überwunden, als Narda ihr eine Warnung zurief. Ihre PSI-Sinne hatten in der näheren Umgebung offenbar eine Gefahr entdeckt, die für Normalmenschen unregistrierbar war. Asen-Ger blieb zurück, schwang seine Waffe und suchte nach einer Deckung. »Lauft weiter!« schrie er. »Macht euch keine Sorgen um mich.«

Nell wollte protestieren, aber im gleichen Augenblick fühlte sie sich von Narda an die Hand genommen. Der Hügelansatz war noch etwa fünfhundert Meter von ihr entfernt. Jetzt kam es nur noch auf ihre Ausdauer an.

Schweißbedeckt ließen sich die beiden Frauen kurz darauf hinter einen klobigen Felsen fallen. Als sie sich umwandten, sahen sie, daß

Asen-Ger ihnen mit langen Sätzen folgte. Am Waldrand bewegten sich zwei dunkle Gestalten. Die Verfolger schienen durch die Nebelschwaden abgelenkt zu sein, denn sie schossen noch nicht. Erst als Asen-Ger Nell und Narda erreicht hatte, eröffneten sie das Feuer.

»Wenn wir den Hügelkamm erreichen, bevor sie die Ebene überquert haben«, sagte Nell hastig, »sind wir in Sicherheit. Man kann von dort oben aus das ganze Land überblicken.«

»Ihr geht voraus«, entschied Asen-Ger, nachdem er sich umgesehen und näher mit der Landschaft vertraut gemacht hatte. »Ich halte euch die beiden Burschen so lange vom Leib!«

Narda nickte. Sie legte einen Arm um Nells Schulter und fragte: »Kannst du noch?«

»Es ist keine Frage des Könnens mehr«, sagte Nell und setzte sich in Bewegung. Der Felsboden war glatt, und man kam nur sehr schlecht auf ihm vorwärts. Einmal scheuchten sie ein kleines Nagetier auf und wären vor Schreck beinahe abgestürzt, aber je mehr die Steigung zunahm, desto verbissener setzte sie sich gegen den Gedanken zur Wehr, am Ende ihrer Kräfte zu sein. Es waren die Angst vor zwei erbarmungslosen Mordgesellen, die sie vorwärts trieb, und die Vorstellung, für etwas sterben zu sollen, das ihr noch gar nicht richtig ins Bewußtsein gedrungen war. Sie hatte sich zwei Menschen als Führerin zur Verfügung gestellt, die in Dinge verwickelt waren, die ihren Horizont überstiegen. War es ein Wunder, daß man keine Rücksicht auf sie nahm? Mitgefangen, mitgehangen.

Als Nell sich über die Hügelkuppe zog, löste sich der Nebel auf. Von hier oben aus hatte sie einen ausgezeichneten Ausblick. Helmer und Anjak waren Asen-Ger bereits ziemlich nahe gekommen. Sie lagen in einer Mulde, etwa vierhundert Meter von ihm entfernt, und schienen darauf zu warten, daß er aus seiner Deckung kam. Den Gefallen schien er ihnen allerdings nicht tun zu wollen.

Narda legte sich neben Nell flach auf den Bauch, zog eine zusammengerollte Kunststoffschnur aus der Tasche und knotete das eine Ende um einen Stein. Auf ihrem mädchenhaften Gesicht zeichnete sich höchste Konzentration ab. Sie warf den Stein in die Tiefe. Asen-Ger fing ihn auf, löste ihn von der beinahe unsichtbaren Schnur ab und befestigte statt dessen den Laser daran. Dann gab er Narda eine unhörbare telepathische Anweisung.

Das Mädchen reagierte schnell und geschickt. Es vergingen keine zehn Sekunden, dann hielt Narda die Waffe in den Händen und nahm von der Hügelkuppe aus die Mulde unter Feuer, in der die Verfolger sich verschanzt hatten. Es blieb Helmer und Anjak nichts anderes

übrig, als sich noch tiefer gegen den Boden zu pressen, wenn sie nicht gegrillt werden wollten. Sie hoben die Köpfe erst wieder, als Asen-Ger seine Deckung verlassen hatte und sich in Sicherheit befand. In ohnmächtiger Wut belegten die beiden die Hügelkuppe mit Feuer. Aber es war bereits zu spät.

Nell duckte sich und gab den anderen ein Zeichen. Das vor ihnen liegende Gelände war zwar flach, aber über eine Distanz von einhundert Metern ziemlich holprig und von zahlreichen Löchern durchsetzt. Dahinter schloß sich ein kleines Waldgebiet an, das den größten Teil der Hügelkrone einnahm. Die Bäume, die ihnen die Sicht verwehrten, waren mehr als dreißig Meter hoch, überragten jedoch nicht die Turmspitze, die sich im Mittelpunkt des Wäldchens erhob. Mit einem Fingerzeig gab Nell den anderen die Richtung an. Wenn alles glattging, würden sie den Turm in wenigen Minuten erreichen. Es war kaum anzunehmen, daß Helmer und Anjak in der gleichen Zeit die steile Felswand erklettern konnten. Vom Turm aus konnte man weitersehen. Wenn die Verfolger sich nicht abschütteln ließen, hatten sie keine andere Wahl, als ernsthaft deren Beseitigung ins Auge zu fassen.

Im Inneren des Waldes herrschte eine fast unheimliche Stille. Trockene Zweige brachen knackend unter den Füßen der Flüchtenden, als sie sich einen Weg durch das Dickicht bahnten. Mit dem gezückten Messer in der Hand – in dieser Umgebung war man besser auf alles vorbereitet – schritt Nell der Gruppe voran. Unaufhaltsam näherten sie sich der Lichtung, auf der sich der verfallene Turm befinden mußte.

Als sie dort ankamen, erwartete sie eine Überraschung, mit der niemand gerechnet hatte. Die Turmruine war wider Erwarten instand gesetzt worden und machte einen bewohnten Eindruck. Im gleichen Moment, in dem Nell erschreckt nach Luft schnappte, wurde auf der Turmspitze ein großer Schatten sichtbar, der dünne Schwingen ausbreitete. Ein Drache! Sie waren vom Regen in die Traufe gekommen.

*

Die am weitesten südlich lebende Familie trug den Namen Belgam. Nach zwei Tagen ununterbrochenen Flugs hatten Nayala del Drago und die vierundzwanzig Pheidolen, die mit ihr zusammen aufgebrochen waren, das waldreiche Land am Rand der Barriere endlich erreicht und waren auf der Turmspitze niedergegangen.

Mehrere Angehörige der Belgams erwarteten sie, denn natürlich war

der Ankunft ein telepathischer Hinweis vorausgegangen, der das Erscheinen des Schwarms angekündigt hatte. Nayala hatte sich bemüht, den Gedankenimpuls so kurz und unverfänglich wie möglich zu gestalten, damit niemand, der möglicherweise aus irgendwelchen Gründen in diesem Gebiet unterwegs war, aus ihm mehr als die Ankündigung eines Familientreffens herauslesen konnte. Die Seniorin des Belgam-Turms hatte die Neuankömmlinge freundlich begrüßt und ihnen sofort eine stärkende Mahlzeit herrichten lassen. Verständlicherweise herrschte im Inneren des Turms eine Aufregung und Nervosität sondergleichen, denn es kam nicht alle Tage vor, daß man eine derart große und fremde Gruppe aus dem Norden bei sich zu Gast hatte. Über die allgemeine Entwicklung waren die Bewohner des Belgam-Turms inzwischen von dem örtlichen Patrouillenreiter informiert worden, aber das, was Nayala ihnen zu sagen hatte, schlug wie eine Bombe ein.

»Man hat also vor, das unserem Volk in der Enklave garantierte Lebensrecht wieder zu nehmen?« fragte die Seniorin, eine hagere Lobopelta namens Simone, nachdem die erschöpften Pheidolen sich zum Schlafen zurückgezogen hatten und sie mit Nayala und ein paar anderen im Geschäftsraum zurückgeblieben war. »Worauf hat man es abgesehen? Auf unsere Bodenschätze?«

Die Belgam-Familie bestand zum Hauptteil aus Bergarbeitern, die seit der Restauration ihres Turms eine nahegelegene Silbermine ausbeuteten.

Nayala schüttelte den Kopf. »Es geht keinesfalls nur um euer Reich, Simone«, sagte sie. »Auch wir anderen sind davon betroffen. Wenn unsere Informationen stimmen, steuert Barnum Seafood auf eine wirtschaftliche Krise zu. Wir wissen schon seit geraumer Zeit, daß die rüden Fangmethoden, mit denen die Gesellschaft das Meer ausplündert, dazu geführt haben, daß der Fischnachwuchs immer spärlicher wird. Barnum hat dermaßen teuflische Fangsysteme entwickelt, daß die Beute während der vergangenen Jahre immer größer wurde. Die Fische, die man aus dem Meer holt, werden immer jünger und werden gefangen, bevor sie zum ersten Mal gelaicht haben. Man hat dies mit Millionen Tonnen einer selbstentwickelten Aufbaunahrung auszugleichen versucht. Nun wachsen die Fische zwar schneller heran, aber sie weisen zunehmend Mißbildungen auf. Der Widerstand, den die angestellten und freien Fischer diesem Projekt entgegenbringen, wird bald zu Ausschreitungen führen. Es ist absehbar, wann die Gesellschaft aus dem Fanggeschäft aussteigen muß, und Barnum ist sich bereits darüber im klaren, daß man eine

lange Pause wird einlegen müssen, um dem Fischbestand ein natürliches Heranwachsen zu ermöglichen. Unser Informant weiß aber, daß die Manags keine Lust haben, ein oder zwei Jahrzehnte auf die gewohnten Profite zu verzichten. Um während dieser Periode nicht leer auszugehen, haben sie folgenden Plan entwickelt: Sie wollen der Enklave ihren bisherigen freien Status entziehen und unser Land an den Unterhaltungskonzern Music Minus One verpachten. Mit anderen Worten: Wenn wir uns nicht dagegen wehren, werden wir in Kürze in einer Art Freiluftgehege leben und uns Zehntausenden von Jägern gegenübersehen, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach für irgendwelche exotischen Tiere halten.«

Simone kniff die Augen zusammen und sagte empört: »Das wird *keine* Lobopelta hinnehmen. Was meint ihr dazu, meine Brüder und Schwestern?«

Die anwesenden Bergarbeiterinnen und deren Männer murmelten zustimmend.

»Wir sind nicht wehrlos«, sagte eine der Frauen. »Wenn sie sich blutige Nasen holen wollen, sollen sie nur kommen!«

Ich glaube, sie sind bereits da, sagte in diesem Moment eine Stimme in Nayalas Kopf. *Vor der Hügelkuppe wird geschossen!*

Ein Weckimpuls riß die übermüdeten Pheidolen aus dem Schlaf. Nayala fühlte sich von einer Welle zum Kämpfen entschlossener Geister aus dem Gemeinschaftsraum gespült und stürmte nur wenig später in das Drachennest, wo Sufnor und einige andere seiner Art bereits unruhig mit den Füßen scharrten. Auf der Landeplattform erklang das laute Rascheln sich ausbreitender Schwingen. Die ersten Reiterinnen hatten bereits die Rücken ihrer Gefährten erklommen und schwangen sich in den Wind. Kommandos eilten hin und her, und alles ging ohne ein Wort vor sich.

Sarya! Ewan! Gralla! An die Spitze!

Verstanden!

Nayala?

Hier!

Du bleibst an meiner Seite! Wo bleibt Jeran mit den Waffen?

Ein schwarzhaariger junger Mann kam in das Drachennest gerannt und fiel beinahe über seine eigenen Beine. Ausgestreckte Arme überall. Ehe Nayala sich versah, hatte der Junge ihr ein beidseitig geschliffenes Schwert in die Hand gedrückt und eilte weiter. Die Drachen fauchten und knurrten. Die allgemeine Aufregung machte auch sie nervös. Als Nayala auf die Plattform hinaustrat, wurde sie vom Licht der aufgehenden Sonne fast geblendet. Sufnor stieß ein

leises Brummen aus, aber er schien dennoch guter Stimmung zu sein.

»Feines Kerlchen mächtig Wut«, krächzte er, nachdem er sich mit seiner Reiterin in die Lüfte erhoben hatte. »Lumpenhunde Schlaf stören!«

Nayala gab keine Antwort. Neben ihr stieg Simone auf einer blauen Drachenkuh auf und winkte ihr zu. Das den Turm umgebende Wäldchen wirkte aus dieser Höhe wie ein Paradiesgarten. Rechter Hand, am Ende des Abhangs, konnte man den Eingang der Silbermine erkennen, in der die Lobopeltas arbeiteten, wenn es die Zeit verlangte. Überall um Nayala herum war die Luft vom Rauschen der Flügelschläge erfüllt. Die drei ersten Reiter – zwei Frauen und ein Mann – hatten sich bereits bis auf wenige Meter den Eindringlingen genähert. Nayala sah nach unten und stellte fest, daß es sich um drei Personen handelte: einen weißhaarigen Mann und zwei junge Mädchen mit langen Haaren. Sie waren nur mit Fetzen bekleidet, aber der den Abschluß bildende Mann trug eine gefährlich aussehende Waffe in den Händen.

Simone stieß tastend einen Gedankenfühler aus und gab Nayala plötzlich verwirrt zu verstehen, daß von den Leuten keine Gefahr drohte. Sie waren weder aggressiv noch sonst in eroberungswütiger Stimmung. Alles, was ihr Geistesbild widerspiegelte, war die Furcht vor zwei Verfolgern, die ihnen offenbar seit längerem hartnäckig auf den Fersen waren.

Ignorieren, sang Simones Gedanke durch Nayalas Hirn. *Konzentration aller Kräfte auf die Verfolger!* Ein weiterer Impuls sorgte dafür, daß Sarya, Ewan und Gralla, die die Vorhut des Schwarms bildeten, zurückfielen und die drei Eindringlinge zu umkreisen begannen. Nayala und die anderen flogen weiter, jagten über den Baumwipfeln dahin und kamen kurz darauf an die Stelle, wo der Hügel steil abfiel und in eine grasbewachsene Ebene überging.

Da! rief eine Stimme in Nayalas Kopf.

Unerwartet zuckten Blitze auf. Sufnor schnaubte unwillig, ließ sich nach rechts hin abfallen und ging in einen schnellen Gleitflug über. Am unteren Ende der steilen Felswand standen zwei Männer und feuerten auf alles, was sich am Himmel über ihnen bewegte. Der Schwarm spritzte nach allen Richtungen auseinander. Viele der Drachenreiter rasten über den Punkt, *an* dem sich die beiden aggressiven Fremdlinge aufhielten, hinaus; andere rissen ihre geflügelten Gefährten hoch, um außer Schußweite der. Laserwaffen zu gelangen.

Nayala fing mehrere ängstliche Gedanken auf und konzentrierte

ihre Geisteskraft auf einen großen Felsblock, der mehrere Meter oberhalb der beiden Schützen aus der Wand ragte. Der Stein war lose. Es bedurfte nur einer kleinen geistigen Anstrengung, dann löste er sich aus seiner Verankerung und rollte polternd in die Tiefe. Die beiden Fremden stießen entsetzte Schreie aus und gingen in Deckung. Obwohl Nayala sich alle erdenkliche Mühe gab, den Weg des rollenden Felsblocks zu beeinflussen, entzog er sich ihrer mentalen Kontrolle und segelte im hohen Bogen über die Schützen hinweg. Die Fremden hatten sich schneller wieder in der Gewalt, als sie angenommen hatte. Kurz darauf rissen sie wieder ihre Waffen hoch und schossen.

Hundert Meter von Nayala entfernt wurde ein grüner Drache in den Bauch getroffen und stürzte ab. Die Schmerzwelle, die von ihm und seinem Reiter ausging, war so unbeschreiblich, daß Nayala nahe daran war, die Besinnung zu verlieren. Zum Glück währten die Leiden der vierbeinigen Kreatur nur kurz. Trotz der schweren Verletzungen, die er aufgrund des Absturzes davongetragen haben mußte, war der Reiter noch am Leben. Die mentalen Schreie, die er ausstieß, Standen denen seines gestorbenen Gefährten jedoch in nichts nach. Ein halbes Dutzend seiner Kollegen machte sich sofort auf den Weg, um ihm zu helfen.

Trotz dieser bedrohlichen Situation setzten die Drachenhexen nur einen kleinen Teil ihrer Kräfte ein. Die Zeit reichte nicht, die Natur Adzharis zum Kampf zu rufen. Auch durfte man die Natur nur rufen, wenn keine andere Gegenwehr mehr möglich war.

Sufnor stieg weiter auf. Er hatte den Felsenabhang nun hinter sich gelassen, und Nayala befand sich genau im Rücken der beiden Fremden. Simone war nirgendwo zu sehen, aber ihre geistige Stimme schien überall zu sein.

Steinschlag, dachte die Seniorin des Belgam-Turms. *Wir haben keine andere Wahl, wenn wir sie ausschalten wollen!*

Als ob die beiden Männer etwas geahnt hätten, zogen sie sich plötzlich von der steilen Felswand zurück und eilten mit langen Sprüngen an ihrem Fuß entlang nach rechts. Nayala, deren Blick ihnen folgte, erkannte schlagartig, was sie vorhatten. Die Männer rannten auf den schwarz gähnenden Schlund einer Höhle zu.

Jetzt, dachte jemand mit größter Intensität.

Als sich die ersten Steine lösten, deckte eine Staubwolke den Hügel ein. Prasselnd bahnte sich eine Lawine aus Geröll den Weg nach unten. Es klirrte, krachte und schepperte. Der Steinschlag setzte ein. Fünf Sekunden später sah Nayala kaum noch die Hand vor Augen.

Sufnor flog höher. Die Staubwand, die sich unter den Drachenreitern ausbreitete und zunehmend an Höhe gewann, ließ jedes Geräusch in der Tiefe verstummen.

Es dauerte mehrere Minuten, dann hatte der Schmutz sich gelegt. Einem der beiden Fremden schien die Steinlawine den Weg abgeschnitten zu haben. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden und rührte sich nicht mehr. Zahlreiche Geröllbrocken bedeckten seinen Körper. Die glänzende Waffe, die er noch vor kurzem in der Rechten gehalten hatte, ragte mehrere Schritte von ihm entfernt aus einem kleinen Schuttberg. Sie war unerreichbar, denn nur wenige Meter dahinter erhob sich der dunkle Höhleneingang. Der zweite Mann war nirgends zu sehen. Allem Anschein nach war es ihm doch noch gelungen, sich in der Höhle zu verkriechen. Von seinem jetzigen Standort aus konnte er alles unter Beschuß nehmen, was sich ihm näherte …

Ich empfange seine Gedankenimpulse, meldete jemand. *Er hat Angst und ist zu allem entschlossen. Wir müssen vorsichtig sein.*

Simone gab den anderen einen Wink. Die Hälfte der Pheidolen zog sich zurück und landete auf der Hügelkuppe. Der abgestürzte Drachenreiter war inzwischen geborgen worden und befand sich in Begleitung auf dem Weg zum Turm.

Können wir die Höhle nicht zum Einsturz bringen? fragte Nayala.

Es wäre besser, wenn wir an die Waffe dort unten herankämen, erwiderte Simone. *Wer hat von euch die stärksten telekinetischen Kräfte?*

Birtha meldete sich. Ihr Drache, ein noch ziemlich junges Wesen, schnaubte ungeduldig, als er sich Nayala und Simone näherte. Birtha verständigte sich mit Simone durch einen stummen Blick. Sie waren jetzt zu dritt, schwebten etwa fünfzig Meter über dem Höhleneingang und blieben in ständiger Bewegung, um dem Fremden kein Ziel zu bieten. Birtha umklammerte den Hals ihres Gefährten. Ihr Blick verschleierte sich.

Gebannt sah Nayala zu, wie die Waffe sich bewegte. Ihr war nicht recht klar, warum Simone sich auf den Laser konzentrierte, anstatt den Fremden schnell und schmerzlos aus der Ferne zu töten. Es war kein Problem, sein Herz mit einem telekinetischen Angriff zum Stillstand zu bringen, aber wahrscheinlich hatte die Seniorin des Belgam-Turms einen guten Grund, den Mann lebend zu fangen. Die telekinetischen Ströme, die Birtha aussandte, versetzten das die Waffe umklammernde Geröll langsam in Bewegung. Der Lauf des Lasers ruckte, dann erhob er sich in die Luft und schoß wie ein Pfeil nach oben. Der Mann in der Höhle schoß ins Blaue hinein, traf aber nichts.

Offenbar hatte auch er keine Ahnung, was man mit ihm vorhatte.

Als Birtha die Waffe in der Hand hatte, nickte Simone. *Er hätte auf das Magazin feuern und eine gewaltige Explosion erzeugen können,* informierte sie die anderen. *Nun haben wir freie Hand.*

Mit einem Schenkeldruck setzte sie ihren Drachen in Bewegung. Lautlose Anweisungen huschten hin und her. Da es schwierig war, einen Menschen zu beeinflussen, den man nicht sehen konnte, würde es unerläßlich sein, sich dem Höhleneingang so weit wie möglich zu nähern. Simones Plan war nicht ungefährlich, aber es war anzunehmen, daß der Fremde von einem plötzlich auf sein Versteck zurasenden Drachenschwarm zumindest zeitweilig verunsichert werden würde. Diese Schrecksekunde mußten sie nutzen. Wer ihn zuerst sah, mußte alle Energien aufwenden, um eines seiner Organe zum Versagen zu bringen. Es genügte schon, seine Armmuskeln zu lähmen.

Der Schwarm nahm eine V-förmige Formation ein und konzentrierte sich auf Simones Zeichen. Der Startimpuls war nur kurz. Nayala kniff Sufnor sanft in den Hals, und der blaue Drache schoß wie von einem Granatwerfer abgefeuert los. In weniger als zehn Sekunden hatte er die sie von der Höhle trennende Entfernung überwunden und stieß im Chor mit den anderen ein urweltliches Brüllen aus. Die geballte Kraft von beinahe dreißig Drachenreitern tastete sich vor, bahnte sich einen Weg durch die Finsternis und erzeugte im Nervensystem des Unbekannten ein Trommelfeuer. Ein ersticktes Röcheln war alles, was Nayala wahrnahm. Dann prallte jemand von der linken Seite mit voller Wucht gegen sie. Ein Blitz zuckte auf. Ein vielstimmiger Schrei erzeugte in ihrem Kopf ein vollkommenes Chaos. Der Himmel verfärbte sich, das Unterste wurde nach oben gekehrt. *Wenigstens haben wir ihn erwischt,* dachte Nayala, dann wurde es dunkel um sie.

*

Als sie aufwachte, hatte sie das Gefühl, ihr Kopf müsse zerspringen. Sie lag in einem kleinen Raum auf einer Liege und fühlte sich so elend wie nie zuvor. Als ihre Rechte nach ihrem Kopf tastete, stellte sie fest, daß man sie verbunden hatte.

»Du hast ungeheures Glück gehabt«, sagte Birtha und nahm auf der Bettkante Platz. »Ewan – das ist der Mann, der im allgemeinen Durcheinander gegen dich prallte – hat den Unfall leider nicht überlebt.«

»Das … tut … mir … leid.« Jedes Wort bereitete ihr heftige

Schmerzen. »Es war nicht deine Schuld«, sagte Birtha. »Aber die Belgam-Familie hat nun zwei Männer weniger. Und sie waren vorher schon ziemlich knapp.« Sie stand auf und öffnete das Fenster. Das hereinfallende Licht zeigte an, daß der Tag im Begriff war, sich seinem Ende zuzuneigen. »Der Mann, den wir gefangengenommen haben, scheint eine sehr wichtige Persönlichkeit zu sein. Simone und ein paar andere haben ihn inzwischen verhört. Wenn meine Informationen stimmen, gehört er zu den Leuten, die derzeit dabei sind, unsere Unabhängigkeit zu unterminieren.«

Dann haben wir also ein Druckmittel gegen sie in der Hand, dachte Nayala.

Birtha nickte. »Er wird uns, bis der Zentralrat eine Entscheidung gefällt hat, erst einmal als Geisel dienen.«

Und was ist mit den anderen Leuten? fragte Nayala, da ihr das Sprechen immer noch schwerfiel.

»Sie behaupten, mit diesem Mann nichts zu tun zu haben.« Birtha machte eine Pause. »Sie sind angeblich gekommen, um mit der Familie del Drago Kontakt aufzunehmen.«

»Was?« Nayala hob den Kopf und ignorierte die Schmerzen. »Aber das ist doch *meine* Familie!«

»Ich weiß«, sagte Birtha und maß sie mit einem prüfenden Blick. »Habt ihr nicht schon immer Verbindungen nach draußen gehabt?«

Nayala dachte an die legendäre La Strega und an Myriam. Beide hatten die Enklave vor langer Zeit verlassen. War es möglich, daß sie irgendwann über ihre Herkunft geredet hatten? Unmöglich! Wenn die Enklave auch heute im Sternenreich nicht mehr den gleichen Bekanntheitsgrad genoß wie vor zweihundert Jahren – jemand, der zugab, aus dem Versiegelten Land von Adzharis zu stammen, mußte über kurz oder lang den Geheimdiensten des Konzils bekannt werden. Wenn ein außerhalb der Enklave lebender Drachenreiter Fremden seine Identität offenbarte, mußte er ein Verräter oder ein Dummkopf sein …

»Ich will diese Leute sehen«, sagte Nayala und stand kurz entschlossen auf. Der Schmerz in ihrem Kopf wurde schwächer. Möglicherweise war es ihre plötzliche Angst, die ihn in den Hintergrund drängte.

Birtha geleitete sie in den sechsten Stock. Im gesamten Turm herrschte eine beinahe geisterhafte Stille, denn die Pheidolen hatten sich zur Ruhe begeben, und abgesehen von Simone und den Kindern war die ganze Familie Belgam unterwegs, um die restlichen Klanmitglieder über das Vorgefallene zu informieren.

Die Gefangenen waren getrennt worden. Während Rogan Helmer in einem Einzelgemach untergebracht worden war und dort gefesselt auf einer Pritsche lag, saßen der weißhaarige Mann und seine beiden Begleiterinnen in einem geräumigen Zimmer, das den Turmbewohnern bisher als Vorratsraum gedient hatte. Der Mann saß auf einer Kiste und stand auf, als Nayala und Birtha eintraten. Seine Augen blickten intelligent und freundlich. Es war Nayala sofort klar, daß ihnen von diesem Menschen keinerlei Gefahr drohte.

Während Birtha die Tür schloß, musterte Nayala die beiden Frauen. Die eine schien noch sehr jung zu sein und war trotz ihrer fraulichen Formen beinahe noch ein Kind. Die geistigen Impulse, die von ihr ausgingen, waren dermaßen stark, daß Nayala sich erschreckt fragte, ob sie in der Unbekannten eine Angehörige ihres eigenen Volkes vor sich hatte. Eine Nachfahrin La Stregas?

Du irrst dich, erwiderte das Mädchen, ohne die Lippen zu bewegen. *Ich bin keine von euch. Meine Kräfte sind auf andere Weise gewachsen.*

Die andere Frau – Nayala las in ihrem Geist, daß sie Nell Ohara hieß – schwieg. Sie besaß weder übersinnliche Kräfte, noch war sie dazu in der Lage, einen Abwehrschirm um sich zu erzeugen. Unzweifelhaft war sie eine Einheimische von draußen. Es kostete Nayala keine große Mühe herauszufinden, welcher Tätigkeit sie nachging. Der Geist Nells war ungeschult und hatte keinerlei Ausbildung genossen. Sie gehörte zum Strandgut der großen Städte und war eine der unzähligen Menschen, die ihre Arbeitskraft der Tretmühle Barnums entzogen und auf eigene Faust zu überleben versuchten. Obwohl sie keinen Gedanken an die Verwerflichkeit ihres Tuns verschwendete, schien sie dem Mann, der sie und die anderen verfolgt hatte, nichts als Abscheu entgegenzubringen.

Wenigstens ein positiver Zug, dachte Nayala.

Der hellhaarige Mann verfügte ebenfalls über PSI-Kräfte, aber sie waren nur schwach entwickelt und konnten höchstens dazu dienen, eine Treiberloge zu koordinieren. War dieser Mann ein Treiber? Als Nayala tiefer in seinen Geist einzudringen versuchte, stellte sie mit Verblüffung fest, daß der Mann in der Lage war, ihr zu widerstehen. Und jetzt lächelte er auch noch!

»Sie haben den Wunsch geäußert, mit einem Angehörigen der Familie del Drago zu sprechen?« fragte Nayala. Sie ließ die drei Gefangenen keinen Moment aus den Augen. Neben ihr versteifte sich die Gestalt Birthas. Die junge Pheidole konzentrierte sich voll und ganz auf die Bewegungen ihrer Gegenüber. Sobald sie sich verdächtig machten, würden ihre telekinetischen Kräfte zuschlagen. Birtha war

eine ausgezeichnete Muskelleserin.

»Deswegen sind wir gekommen«, sagte der Mann. Er ging ein paar Schritte auf Nayala zu und sagte: »Mein Name ist Asen-Ger. Er bedeutet ›Pfeil der Götter‹. Aber ich bezweifle, daß er Ihnen etwas sagt.«

»Er lügt«, sagte Birtha, ohne sich zu bewegen. »Das ist nicht sein Name.«

Der Gefangene hob fragend eine Augenbraue. »Sie durchdringen mich, Schwester?« fragte er. »Ich muß gestehen, daß Ihre Kraft mich in Erstaunen versetzt. Meine Informationen scheinen also doch der Wahrheit zu entsprechen.«

»Ich bin nicht Ihre Schwester«, sagte Birtha kühl.

»Warum stellen Sie sich uns unter einem falschen Namen vor?« fragte Nayala. »Haben Sie einen Grund dafür?«

»Ich habe Ihnen den Namen genannt, unter dem ich bekannt bin«, sagte der Gefangene. »Aber ich sehe, daß er Ihnen nichts sagt. Sie scheinen von der galaktopolitischen Lage hier ziemlich weit entfernt zu sein.«

»Wir leben in einer Enklave«, sagte Nayala. »Informationen von außen dringen nur sehr selten zu uns herein. Und wenn, dann beziehen sie sich meistens auf die nähere Umgebung.«

»Ich verstehe.« Der Gefangene nickte. »Es gibt Dinge im Leben, die nimmt man erst dann wahr, wenn sie sich anschicken, einen selbst zu betreffen.« Er holte tief Luft und fuhr fort: »Wir sind in dieses Land eingedrungen, weil wir Hilfe benötigen, die man uns anderswo nicht gewähren kann. Die Zukunft des Sternenreichs steht auf dem Spiel. Wir müssen einen Mann finden, der mit allen herkömmlichen Mitteln nicht zu erreichen ist. Wenn …«

Nayala zuckte die Achseln. »Wir mischen uns grundsätzlich nicht in die Belange anderer Völker ein«, erklärte sie leidenschaftslos. »Ich dachte, das hätte sich außerhalb der Barriere allmählich herumgesprochen.«

»Aber …«

»Des weiteren kann ich mir nicht vorstellen, daß man im Drachenland irgendein Interesse daran hat, was mit dem Sternenreich geschieht«, fuhr Nayala fort, ehe der Mann weiterreden konnte. »Ich nehme an, Sie wissen, wie man vor zweihundert Jahren mit uns verfahren ist?«

»Die Ereignisse, auf die Sie anspielen«, sagte der Gefangene rasch, »liegen Generationen zurück …«

»Für Sie vielleicht, aber nicht für uns. Die genetischen Experimente,

denen man unsere Großeltern ausgesetzt hat, haben ziemlich langlebige Wesen aus uns gemacht. Für viele von uns sind die Ereignisse, wie Sie die Ausrottung einer Kultur zu bezeichnen belieben, erst gestern gewesen.«

»Ich bitte Sie!« rief der Mann, der sich Asen-Ger nannte, aus. »Ich bin doch nicht hierhergekommen, um das, was ein chaotisches Konzil vor zweihundert Jahren getan hat, zu verteidigen! Selbstverständlich verurteile ich ebenso wie Sie dieses abscheuliche Verbrechen, aber ...«

»Sein wirklicher Name ist Ansgar Asenger«, sagte Birtha plötzlich und erwachte aus ihrer konzentrierten Halbstarre. »Es ist mir gelungen, seinen Abwehrschirm zu durchbrechen.«

»Asenger?« Nayala schnappte nach Luft. Sie war weit genug in den nördlichen Regionen herumgekommen, um zu wissen, daß es dort eine Familie gab, für die dieser Name eine gewisse Bedeutung hatte. »Ihre Mutter war eine von uns?«

Der Gefangene nickte matt. Seine jadegrünen Augen wirkten jetzt sehr müde. »Es stimmt«, sagte er leise. »Sie war das, was man außerhalb der Enklave als Drachenhexe bezeichnet.«

*

Die Strapazen der langen Flucht durch die Wälder hatten Nell und Narda so stark erschöpft, daß sie – kaum, nachdem die beiden anderen Frauen mit Asen-Ger das Verlies verlassen hatten – in einen tiefen, traumlosen Schlaf fielen. Als sie wieder zu sich kamen, war es heller Tag. Das Wetter hatte umgeschlagen. Der Himmel war von finsteren Wolken bedeckt, und es regnete.

Ein bronzehäutiger junger Mann, der seinen Namen nicht nannte, führte die beiden in eine rustikal eingerichtete Zimmerflucht und gab ihnen zu verstehen, daß es noch eine Weile dauern würde, bis sie Asen-Ger wiedersähen. Es gäbe allerdings keinen Grund zur Beunruhigung, ihrem Begleiter gehe es gut.

Nell und Narda befreiten sich von den verschmutzten Fetzen, die als einziges von ihrer Kleidung übriggeblieben waren, und nahmen ein Bad. Kurz darauf versorgte sie eine schweigsame Frau mit grünschillernden, engen Overalls und knielangen Lederstiefeln. Das Frühstück, das man ihnen hinterher servierte, bestand größtenteils aus Salaten, war aber sehr schmackhaft. Erst als sie gesättigt war, nahm Nell die ungewohnte Umgebung in Augenschein. Das Mobiliar war ausnahmslos aus Holz. Die Sitzgelegenheiten waren mit dicken Fellen bespannt, und an den Wänden hingen handgemalte Bilder, die Szenen

aus dem Leben der Drachenhexen darstellten. Ihr beliebtestes Motiv schien die vierbeinige Kreatur zu sein, mit der sie zusammenlebten, denn die Gemälde zeigten Dutzende von Drachen verschiedener Arten, die sich entweder über blühende Wälder dahinschwangen oder an den Ufern flacher blauer Binnenseen in der Sonne lagen.

»Ich habe mir das Leben dieser … Leute ganz anders vorgestellt«, sagte Nell nach einer Weile. »Irgendwie … hatte ich erwartet, daß sie unter viel primitiveren Umständen hausen.«

Narda schwieg.

»Sie scheinen große Künstler zu sein«, fuhr Nell fort. »Ob sie ihre übersinnlichen Fähigkeiten anwenden, wenn sie solche Dinge machen?«

»Ich weiß nicht viel über die Einheimischen«, sagte Narda. »Asen-Ger … Er hat mir nicht viel von ihnen erzählt, wenn ich ehrlich sein soll.« Als sie Nells fragenden Blick auf sich gerichtet sah, meinte sie: »Er ist, solange ich ihn kenne, immer wie ein Vater zu mir gewesen. Aber offenbar war die Gefahr für ihn zu groß, als daß er hätte zuviel über seine Vergangenheit berichten können. Die Herrschenden haben in den letzten Jahren nicht viel Federlesens mit PSI-Begabten gemacht. Als Sohn einer Drachenreiterin wäre es ihm nie gelungen, in eine derart hohe Position aufzusteigen, bevor er sich vom Kaiser-Konzern und dem Konzil lossagte.«

»Ich habe davon gehört, daß man die meisten Treiber ihrer PSI-Fähigkeiten beraubt hat«, sagte Nell. »Aber ist das vom Kaiser-Konzern entwickelte Antriebssystem nicht viel effektiver?«

Narda winkte ab. Sie wollte gerade ansetzen, Nell über die Entwicklung der letzten Jahre eingehender zu berichten, als sich die Tür öffnete und Birtha eintrat. Es war nicht nötig, daß sie etwas sagte. Narda verstand sie auch ohne Worte. Sie gab Nell ein Zeichen. Schweigend gingen sie hinter der jungen Pheidole die engen Treppenstufen hinab und betraten einen großen, kreisförmigen Raum, der von Menschen beinahe überquoll.

Asen-Ger saß inmitten der Versammlung auf dem Boden und hatte den Blick auf eine entschlossen aussehende Frau gerichtet, die eine andere mit dem Namen Simone ansprach. Um ihn herum bewegten sich mindestens fünfzig Menschen. Da es keinen Platz gab, auf den sich Nell und Narda hätten setzen können, hockten sie sich neben Asen-Ger auf den fellbedeckten Fußboden.

Die schwarzhaarige Frau, die die Gefangenen bereits am Abend zuvor kennengelernt hatten, ergriff zuerst das Wort. Sie stellte sich den Anwesenden als Nayala aus der Familie del Drago vor und

erklärte, daß bereits ein Kurier unterwegs sei, um die höchste Institution der Enklave – den Zentralrat – über die Festnahme der Eindringlinge mündlich in Kenntnis zu setzen. Über das Schicksal Rogan Helmers werde man später entscheiden. Seine Gefangennähme sei ein politischer Akt und könne sich für die Bewohner des Drachenlandes möglicherweise auszahlen. Auf alle Fälle wolle man abwarten, was der Zentralrat zu Helmers Festnahme zu sagen habe – aber in der Zwischenzeit läge ein Problem an, über das die Anwesenden zu befinden hätten.

Nayala deutete auf Asen-Ger und fuhr fort: »Dieser Mann, den Simone und ich die ganze Nacht hindurch telepathisch verhört haben, und seine Begleiterinnen sind zwar ebenfalls auf illegalen Wegen in unser Land eingedrungen, aber sie haben – zumindest aus meiner Sicht – nicht aus niedrigen Beweggründen heraus gehandelt – zumindest zwei von ihnen.«

Nell fühlte, wie ihr die Schamröte ins Gesicht stieg. Die letzte Bemerkung war zweifelsohne ein Affront gegen sie gewesen.

»Dieser Mann, der sich Asen-Ger nennt, in Wirklichkeit jedoch Ansgar Asenger heißt, behauptet, ein Sohn der Drachenreiterin Urril Hanlon zu sein.«

Erregtes Gemurmel breitete sich aus. Einige der Anwesenden äußerten Unmut. Möglicherweise gefiel es ihnen nicht, an Urril Hanlon erinnert zu werden.

»Wie die meisten von euch vielleicht wissen«, fuhr Nayala fort, »verließ Urril vor etwa fünfundachtzig Jahren ihre Familie in Begleitung eines Außenweltlers namens Gathos Asenger, der sich seinen Lebensunterhalt unter anderem damit verdiente, daß er die Ruinenstädte unserer Altvorderen plünderte.«

»Er war Archäologe«, warf Asen-Ger protestierend ein.

Nell registrierte erschreckt, daß die letzte Bemerkung Nayalas ihre Wirkung offenbar nicht verfehlt hatte. Mehrere der Anwesenden zeigten nun offenen Zorn. Hier und da erhoben sich drohend gereckte Fäuste, aber bevor das Chaos überhandnehmen konnte, sprang Simone auf und sagte laut: »Urril war nicht die einzige, die es vorzog, ihre Familie im Stich zu lassen und unter unseren Feinden zu leben – aber sie ist die einzige, die je mit einem Außenweltler fortzog und von der wir je wieder etwas gehört haben.«

»Die Kräfte, die ich von meiner Mutter geerbt habe«, sagte Asen-Ger, nachdem sich das Gemurmel wieder gelegt hatte, »sind leider nicht stark genug, als daß ich mich guten Gewissens für einen der euren halten könnte. Aber ich bitte euch trotzdem: Seht mich als den

verlorenen Sohn an, der in den Schoß der Familie zurückgekehrt ist! Ich bin das Produkt zweier Völker und deswegen mit allen Mängeln behaftet, die sonst nur jedes für sich aufweist. Ich bin nicht gekommen, um die Familie, der ich entstamme, um Unterstützung anzuflehen, denn ich weiß, daß sie in mir einen Abtrünnigen sieht. Ich bin hier, um für einen anderen zu bitten; für einen Mann, der mir so nahesteht wie ein Sohn und der ebenfalls von eurem Volk abstammt!«

Die Überraschung schien, wie Nell feststellte, perfekt zu sein. Die Anwesenden sahen sich erstaunt an, und eine muskulöse junge Frau sagte: »Sie sprechen in Rätseln!«

Nayala und Simone schienen die einzigen zu sein, die Asen-Gers Worte verstanden hatten, denn in ihren Gesichtern regte sich kein Muskel.

»Der Mann, von dem ich spreche«, sagte Asen-Ger in die plötzlich ausbrechende Stille hinein, »heißt David terGorden und ist der Sohn eurer Schwester Myriam del Drago!«

*

Die junge Frau, die vor knapp dreißig Jahren mit dem Einverständnis der Familie del Drago die Enklave verlassen hatte und nach Transit City gegangen war, um auf einem erdnahen Planeten Biologie zu studieren, hatte die Zeit ihres Heranwachsens als Trachymyrmex auf den Pilzfeldern des Dreistromlandes verbracht. Da ihre PSI-Fähigkeiten stets überdurchschnittlich gewesen waren, hatte es auch nicht die geringsten Schwierigkeiten gegeben, als sie bei einer für die Barnum Seafood Inc. arbeitenden Treiberloge um Aufnahme ersucht hatte. Ohne daß jemand ihre gefälschte Identität durchschaut hatte, war es Myriam del Drago gelungen, Adzharis zu verlassen. Sie hatte mehrere Reisen zu verschiedenen Planeten mitgemacht, auf Argus abgemustert und war einige Zeit auf den großen Frachtern von Alfa-Mercedes geflogen. Als sie zu der Ansicht gelangt war, nun genug zum Verwischen ihrer Spuren getan zu haben, war sie auf eine Frau gestoßen, deren Name ihr nicht nur bekannt war, sondern die auch noch ihrer eigenen Familie angehörte: La Strega del Drago war die erste aus ihrem Klan gewesen, die in die Welt hinausgezogen war, um sich mit der Technologie des Sternenreiches vertraut zu machen. Sie arbeitete als Treiberin in einer Loge, die weite Sternenflüge unternahm und als geheimnisumwittert galt. Myriam hatte sich La Strega gegenüber zu erkennen gegeben, ohne daß irgend jemand dies bemerkte, und sie hatte erfahren, daß es unter einem Teil der Treiber

brodelte.

Auf diese Weise hatte Myriam von den Terranauten erfahren, einer losen Organisation von Treibern, der auch ihre Verwandte La Strega angehörte. Die Terranauten hatten ihr auf Zoe ein biologisches Studium ermöglicht und sie schließlich auch in das Haus Growan terGordens eingeschleust, dessen Familie den Biotroniks-Konzern kontrollierte und damit das Raumfahrt-Monopol besaß, denn Biotroniks verkaufte die Misteln des Baumes Yggdrasil, ohne die keine Treiberraumfahrt möglich war.

Zusammen mit einigen Biologen, die nahezu ausnahmslos den Terranauten angehörten, hatte sie als Leiterin eines Forschungsprojekts versucht, Informationen über den Urbaum Yggdrasil zu sammeln, dessen Misteln die Raumfahrt erst ermöglicht hatten. Wenn es eine Möglichkeit gab, Valdecs Plänen zuvorzukommen, dann nur mit Yggdrasils Hilfe. Später hatte Myriam den alten terGorden geheiratet, mit ihm ein Kind gezeugt und im Zuge der Forschungsarbeit an einem Experiment teilgenommen, bei dem ihr Blutkreislauf mit den Säften des rätselhaften Urbaums verbunden worden war. Ihr war als erster Mensch eine direkte Verbindung mit der denkenden Pflanze gelungen, aber die zur Geburt ihres Sohnes nötige Trennung der Verbindung hatte ihren Tod herbeigerufen.

»David terGorden ist das Kind einer Drachenreiterin aus der Familie del Drago«, sagte Asen-Ger erschöpft. »Seine Mutter ist mit ausdrücklicher Billigung ihrer Familie von hier fortgegangen. Ich bitte euch, ihn als einen der euren anzuerkennen und damit die Verpflichtung einzugehen, ihm beizustehen. Wenn ihr ihm nicht helft, kann ihm keiner mehr helfen. Und die Auswirkungen eurer Weigerung werdet ihr mitzutragen haben, denn kein Planet des Reiches wird von ihnen verschont bleiben.«

Die Anwesenden hatten die Geschichte des Fremden mit beinahe teilnahmslosem Schweigen hingenommen. Jetzt regten sie sich. Manche schienen verwirrt zu sein, andere machten ablehnende oder betretene Gesichter. Nell ließ den Blick umherschweifen und fragte sich, wie die Drachenreiterinnen sich entscheiden würden. Die zwei oder drei außer Asen-Ger anwesenden Männer schienen sich ebensowenig einig zu sein wie der überwiegende Teil der Frauen.

Die, die sich als Nayala vorgestellt hatte, trat vor und sagte: »Ihr habt gehört, was Ansgar Asenger uns zu sagen hatte. Ist jemand unter euch, der sich dazu äußern möchte?«

Jemand rief: »Wir haben geschworen, uns nicht in die Angelegenheiten anderer Völker zu mischen! Darauf beruht der

stillschweigende Status Quo mit dem Konzil.«

»Das ist richtig«, sagte Simone nickend. »Aber nach den Worten dieses Mannes geht es hier um einen Menschen, der zumindest mit uns verwandt ist.«

Eine sommersprossige Blondine mit schweren Brüsten stand auf und sagte: »Es ist unsere Pflicht, jedem Angehörigen unseres Volkes beizustehen – aber wer sagt uns, daß dies sich nicht zu einem Nachteil für unser ganzes Volk auswachsen könnte, dem wir genauso verpflichtet sind?«

»Was meinst du damit, Sabrina?« fragte Nayala. »Du hältst es für denkbar, daß man uns in eine Falle locken will?«

Die Blondine – sie war eine Bewohnerin des Belgam-Turms – zuckte die Achseln. »Du hast uns selbst erzählt, daß Barnum uns mit gezielten Provokationen dazu verleiten will, etwas Dummes zu tun. Woher wissen wir, ob dieser Mann hier nicht ein Lakai der Gesellschaft ist?«

»So ein Unsinn!« Nell sprang auf. »Glaubt ihr denn, wir hätten uns nur zum Schein von Helmer und seinem Gefährten durch die Wälder jagen lassen? Kann wirklich jemand ernsthaft annehmen, daß sich ein Aktionär Barnums persönlich dazu hergeben würde, bis hierher vorzudringen? Daß wir in diese Gegend gekommen sind, verdanken wir doch nur einem dummen Zufall! Wir wollten …«

»Schweig«, sagte Nayala. »Niemand hat dir das Wort erteilt!«

»Was fällt dir ein …?« Nell ballte die Hände zu Fäusten. Am liebsten wäre sie auf die Schwarzhaarige losgegangen. »Ich habe doch am allerwenigsten mit Asen-Ger und Narda zu tun, und da wagt ihr es …« Sie war außer sich vor Wut. »Wofür habt ihr diese überragenden geistigen Fähigkeiten, von denen die Welt spricht, wenn ihr nicht mal in der Lage seid, eine Lüge von der Wahrheit unterscheiden zu können …?«

»Setz dich hin!« Nayalas Blick wurde so zwingend, daß Nell ihrem Befehl widerstandslos Folge leistete. Sie hätte sich verfluchen können. Wieso hatte sie sich dermaßen hinreißen lassen?

Nayalas Blick wandte sich von ihr ab. Sie drehte sich um, deutete mit der ausgestreckten Rechten auf den immer noch auf dem Boden sitzenden Asen-Ger und sagte: »Öffne der Versammlung deinen Geist, so wie du ihn in der vergangenen Nacht Simone und mir geöffnet hast! Zeige den Anwesenden, was du meinst, wenn du davon sprichst, daß der Sohn Myriam del Dragos unserer Hilfe bedarf. Verberge nichts.«

Und Asen-Ger sagte: »Ich bin bereit.«

*

Am späten Nachmittag, nachdem die Turmbewohner den gefangenen Helmer verhört und mit ihren telepathischen Geisteskräften abgetastet hatten, als Asen-Ger in ein stilles Zimmer geführt worden war, wo er den Schlaf nachholen konnte, um den ihn das lange, nächtliche Verhör gebracht hatte, und Nell und Narda sich in dem Raum aufhielten, den sie bereits kannten, kam Nayala del Drago zu ihnen und sagte: »Die Versammlung hat sich positiv für euch entschieden – unter einer Bedingung!«

»Welche?« fragte Neu wie aus der Pistole geschossen.

Nayala antwortete: »Sie betrifft nicht dich.«

Also Narda. Obwohl Nell den Gedanken nicht laut aussprach, sagte Nayala: »Ja, sie betrifft Narda.« Sie nahm auf einem der kunstvoll verzierten Stühle Platz, legte die Hände flach auf den Tisch und musterte das Mädchen mit einem kühlen Blick.

»Was habe ich zu tun?« fragte Narda zitternd. Es wäre ein leichtes für sie gewesen, dies aus dem Bewußtseinsinhalt Nayalas herauszulesen, aber irgendwie traute sie sich plötzlich nicht mehr, ihre Kräfte einzusetzen. Sie wollte warten, bis sie erfuhr, was auf sie zukam. Um David zu retten, wollte sie alles riskieren – selbst die Möglichkeit, ihn niemals wiederzusehen.

»Asen-Ger und David terGorden sind Söhne von Drachenreiterinnen«, sagte Nayala. »Sie sind mit uns verwandt, aber sie gehören nicht hundertprozentig zu uns. Die Versammlung ist übereingekommen, euch zu helfen, wenn du, Narda, dich dazu entschließt, eine der unseren zu werden.«

Oh, nein, dachte Nell erschreckt. Überrascht stellte sie fest, daß das Mädchen an ihrer Seite keinerlei Emotionen zeigte. Offenbar erschien ihm die gestellte Bedingung gar nicht so sonderlich hart. *Oh, Jayna,* dachte sie, *und ich war mir schon so sicher, dich wiedergefunden zu haben …*

Wie durch eine Wand aus Watte hörte sie Narda antworten: »Was sagt Asen-Ger dazu?«

»Er überläßt die Entscheidung dir allein.«

»Gesetzt den Fall, ich würde einwilligen. Welche Konsequenzen würde das für mich haben?«

»Nur eine: Daß du dich von uns ausbilden läßt. Deine PSI-Kräfte sind jetzt schon sehr hoch, Narda, aber alles spricht dafür, daß du eines Tages in der Lage sein wirst, ein Potential zu entwickeln, daß dich uns ebenbürtig macht. Obwohl Asen-Ger mit uns blutsverwandt

ist, lassen sich seine Fähigkeiten mit den deinen nicht vergleichen …«

»Mein PSI-Potential beträgt derzeit hundertzehn«, sagte Narda. »Aber David soll mehr als hundertsechzig haben.«

»Das ist für unsere Verhältnisse ein Durchschnittswert. Ich selbst habe zweihundertzwanzig. David hat offenbar sehr viel von seiner Mutter geerbt.« Nayala räusperte sich und fuhr fort: »Die Versammlung hat beschlossen, Asen-Ger und David terGorden als unsere Verwandten anzuerkennen. Um ein engeres Band zwischen ihnen und uns zu schmieden, ist es jedoch vonnöten, daß einer aus eurem Kreis zu uns übertritt, und unsere Wahl ist auf dich gefallen. Sollte mir etwas zustoßen … Man hält es nur für fair, wenn dann einer aus euren Reihen meinen Platz auf Adzharis einnimmt.«

Narda nickte. Täuschte Nell sich, oder schimmerten in den Augenwinkeln des, Mädchens tatsächlich Tränen?

»Ich verstehe. Darf ich mich also als … Geisel betrachten?«

»Aber, um Himmels willen, nein!« Nayala riß erschreckt die Augen auf. »Nichts verstehst du! Wir sind dabei, uns auf ein Experiment einzulassen, von dem niemand weiß, wie es ausgehen kann und welche Auswirkungen es hat. – Und das in einer Situation, die darauf hindeutet, daß es in absehbarer Zeit auf Adzharis drunter und drüber gehen wird! Man wird hier im Drachenland jede ausgebildete Kraft benötigen, wenn wir es nicht schaffen, Barnum zum Einlenken zu bewegen.«

Der Gedanke übte auf Narda offenbar einen großen Reiz aus. Nell kannte diesen David nicht und hatte auch nicht das Verlangen, ihn kennenzulernen, aber sie zweifelte nicht daran, daß er auf Narda die Wirkung eines Magneten ausüben mußte. Die Kleine liebte ihn, das war alles. Möglicherweise würde sie sogar ihr Leben für ihn hingeben, wenn sie ihn damit wenigstens noch einmal an ihrer Seite sehen konnte.

»Alles, was mich im Moment interessiert«, sagte Nell impulsiv, »ist, was aus mir wird, wenn Asen-Ger und Narda Adzharis verlassen haben. Habt ihr vor, mich wie Helmer in eine Zelle zu sperren und mich eurem Zentralrat vorzuführen? Wollt ihr mich beklagen, weil ich – aus *niedrigen* Beweggründen – diese Leute in euer Land gebracht habe?«

Nayala schüttelte den Kopf.

»Du wirst eine Weile bei uns leben«, erwiderte sie, »damit du erfährst, wie wir leben und was unsere Lebensinteressen sind. Wir halten nichts von der Bestrafung des Individuums, sondern vertrauen darauf, daß durch Lernprozesse etwas in Bewegung gerät. Du wirst

bald verstehen lernen, daß du mit deiner bisherigen Tätigkeit nicht nur unseren, sondern auch deinen eigenen Lebensinteressen zuwidergehandelt hast, denn schließlich bist du auch eine Bewohnerin dieses Planeten.«

»Ich nehme mir die Freiheit, dir zu sagen, daß ich deine Worte nicht verstehe«, sagte Nell lahm.

»Du wirst sie verstehen«, antwortete Nayala. »Und zwar sehr bald.«

*

Drei Tage später traf aus dem Norden ein Drachenschwarm ein, der von der Roten Sonja und einer Abordnung des Zentralrates geführt wurde. Die Pheidolen, die mit Nayala angereist waren, machten sich auf den Rückweg in ihre Heimat und schufen somit Platz für die Neuankömmlinge. Wie die Rote Sonja den Bewohnern des Belgam-Turms mitteilte, war außerdem Verstärkung im Anmarsch. Man wollte die Aufmerksamkeit zunächst auf die Schaltstation 623 konzentrieren und einen Kurier aussenden, der mit dem Kontaktmann in Transit City sprechen sollte. Die Barnum Seafood Inc. mußte darüber informiert werden, daß einer ihrer Aktionäre in der Enklave gefangen war. Der Zentralrat verlangte die Offenlegung aller provokatorischen Pläne gegen das Drachenland sowie die Aufgabe derselben. Anderenfalls würde das Konzil eine gezielte Mitteilung darüber erhalten, wie die Gesellschaft über die von ihm verabschiedeten Gesetze dachte.

Der Kurier kehrte zwei Tage später mit der Nachricht zurück, daß er den Kontaktmann nicht mehr lebend angetroffen habe. Die drei größten Städte des Planeten – Solmarc, Haymarket und Transit City – befanden sich in Aufruhr; mehrere zehntausend einheimische Küstenfischer hatten sich gegen die Gesellschaft erhoben und die Poseidonis-Plattform besetzt. Die Angestellten auf den im Meer kreuzenden Großfangeinheiten hatten sich, da sie zum größten Teil ebenfalls auf Adzharis zur Welt gekommen waren, mit den Fischern zusammengetan und verlangten den Rückzug der Gesellschaft aus dem Barnum-System, um der Meereswelt Zeit zur Regeneration zu geben. Mehrere Küstendörfer standen in Flammen. Die Grauen Garden hatten die Evakuierung der Touristen eingeleitet, und im Moment schien Barnum Seafood alles andere zu tun zu haben, als die Verschwörungspläne gegen die Enklave weiterzuverfolgen. Des weiteren war gerüchteweise verlautet, daß Konzilsbeamte auf dem Weg nach Adzharis seien, um die Lage zu klären. Offenbar war es dem Kontaktmann gelungen, noch vor seinem Tod eine Nachricht zur Erde

zu senden.

Die Meldung des Kuriers befreite die Bewohner des Drachenlandes zunächst einmal von einem ungeheuren Druck, aber man vermied es trotzdem nicht, die Barriere von nun an doppelt zu bewachen. Wieder zwei Tage später erreichte den Belgam-Turm die Nachricht, daß die Barriere – möglicherweise aus Gründen der Energieknappheit – zusammengebrochen sei. Die Schaltstationen waren verlassen; die Beamten, die bisher vorgegeben hatten, sie zu bewachen, hatten sich in aller Stille davongemacht. In den großen Städten hielten die Auseinandersetzungen weiter an, und die Grauen Garden, die verzweifelt versuchten, des Chaos Herr zu werden, gingen dazu über, die im Orbit des Planeten kreisenden Transporter als Evakuierungsschiffe für die Touristen zu requirieren.

Auf Adzharis schien in der Tat eine große Absetzbewegung um sich zu greifen. Späher aus dem Drachenland, die sich zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten in Massen über die nicht mehr existente Grenze hinwegsetzten, ließen den Daheimgebliebenen auf telepathischem Weg immer neue Meldungen zukommen: Gerüchten zufolge sollte der Hauptteil des Managements der Barnum Seafood die Flucht ergriffen haben. Es war einiges ans Licht gekommen, das sie mit Gewalt zu vertuschen versucht hatten: Der Hauptanklagepunkt gegen sie würde die Vereinbarung mit Music Minus One über die geplante Verwendung der Enklave sein. Es schien, als hätten die Fischer, die in ihrer Wut bis in die Zentrale der Gesellschaft vorgedrungen waren und alle Akten eingesehen hatten, ganze Arbeit geleistet und daß sie jetzt alles aufs Tapet brachten, was ihr schaden konnte.

Für die Drachenreiter wuchsen die positiven Aussichten von Tag zu Tag. Zwar behielten die verstärkten Patrouillen die unsichtbare Grenze weiterhin im Auge, aber es kam zu keinen Zwischenfällen mehr. Die mehr als vierhundertfünfzig illegalen Jagdtrupps, die teilweise mit Funkgeräten ausgerüstet waren und ebenfalls von den Umwälzungen erfahren hatten, unternahmen alles, um so schnell wie möglich aus der Enklave zu verschwinden. Ein Reiterkommando unter der Führung Nayalas brachte Rogan Helmer an den Rand der Stadt Transit City und setzte ihn dort ab. Der Mann hatte während seiner beinahe zweiwöchigen Gefangenschaft nichts dazugelernt. Als man ihn allein ließ, reckte er drohend die Fäuste, verfluchte seine Häscher und versprach, sich sehr bald an ihnen zu rächen. Da er nicht die geringste Ahnung hatte, was inzwischen auf Adzharis vorgefallen war, überraschte es ihn natürlich, als man ihn bald darauf auf offener Straße erkannte und festnahm. Ironischerweise war Rogan Helmer

einer der wenigen Barnum-Aktionäre, denen es nicht gelang, sich dem Zorn der Fischer zu entziehen: Die ehrwürdigen Herren mit den weißen Kragen, die die Pläne, die Helmer mit harten Bandagen hatte durchsetzen wollen, ausgeheckt hatten, waren längst an anderen Teilen der Milchstraße untergetaucht.

*

Und dann kam DER TAG.

Die Lage auf Adzharis hatte sich weitgehend beruhigt. Das Konzil hatte dem Barnum-System eine kommissarische Leitung gegeben und sich wieder anderen Problemen zugewandt. Die Containerschiffe waren aus dem Orbit von Adzharis verschwunden, aber ihr Platz wurde nun von vereinzelten Beobachtungssatelliten eingenommen, die sorgfältig die Küstenregionen im Auge behielten.

Auf dem Hügel, auf dessen Spitze der Belgam-Turm stand, hatten sich über fünftausend Menschen versammelt. Der Himmel war blau, das Wetter sonnig, und Nell Ohara, die in den vergangenen vierzehn Tagen ruhelos durch das kleine Wäldchen gestreift war und sich nun fragte, wovon sie in Zukunft leben sollte, sah zu, wie die Drachenreiterinnen und ihre männlichen Gefährten in riesigen konzentrischen Kreisen Aufstellung nahmen und die Arme hoben.

In der Mitte des Kreises standen drei Menschen: Asen-Ger, der bronzehäutige, wie der Erzengel Gabriel wirkende blondlockige Hüne, der nun ein grasgrünes Wams, einen ledernen Kilt und ebensolche Schaftstiefel trug; Nayala del Drago, die in dem enganliegenden Kleidungsstück, das ihre Arme und Beine zur Gänze freiließ, schöner als je zuvor wirkte – und Narda, das Mädchen, von dem Nell immer noch nicht wußte, wie alt es war und welchen Familiennamen es hatte. Es hatte das dichte Haar zu einem langen Zopf geflochten und erweckte den Eindruck, als würde es vor Spannung und Angst beben. Erst jetzt wurde Nell richtig bewußt, wie jung es im Grunde noch war.

Über den Köpfen der versammelten Männer und Frauen zuckten blaue Blitze auf. Der Himmel schien sich plötzlich zu verfinstern. In den Wipfeln der die Lichtung umgebenden Bäume schrien die Vögel und suchten mit klatschenden Schwingen das Weite. Ein leiser, warmer Regen fiel und durchnäßte Nell binnen kurzem bis auf die Haut. Dennoch verspürte sie seltsamerweise keine Angst.

Die Menschen faßten sich an den Händen. Langsam, ganz langsam, begann vor ihren Füßen roter Nebel aufzuwallen. Der Raum innerhalb des Kreises veränderte sein Aussehen. Er wurde dunkler, und kurz

darauf glaubte Nell, in ihm sogar Sterne blitzen zu sehen, aber das war natürlich nur eine Illusion. Narda, Asen-Ger und Nayala hatten sich auf den Boden gesetzt und hielten die Köpfe gesenkt. Sie boten ein Bild absoluter Konzentration.

Lautlos näherte sich Nell dem Kreis. Obwohl sie nicht über die geringsten PSI-Fähigkeiten verfügte, war die auf sie einwirkende Ausstrahlung so stark, daß sie deutlich spüren konnte, wie der vor ihr liegende Raum seine Struktur veränderte. Er wurde fester, unnachgiebiger …

Eine unsichtbare Wand schirmte die riesige Menschenmenge, die sich dort an den Händen hielt, von der realen Welt ab und hielt sie in einem Reich gefangen, das man zwar sehen, aber nicht betreten konnte, wenn man anders war als sie. Die Klänge einer unwirklichen Musik erfüllten plötzlich Nells Geist. Sie zuckte zusammen und sank schluchzend auf die Knie. Das Glücksgefühl, das sie erlebte, war unbeschreiblich. Ströme, die ihr wie Elektrizität erschienen, in Wahrheit aber etwas ganz anderes waren, durchpulsten ihren Leib und versetzten sie in einen Zustand beinahe sexueller Erregung. Der Kreis wurde enger, die Musik nahm an Intensität zu. Das Gefühl des Einsseins mit der Umwelt wurde in Nell so stark, daß sie nahe daran war, vor Freude laut aufzuschreien.

Und dann ging alles blitzschnell.

Ein blauer Schatten jagte über Nell dahin. Sie vernahm das harte Klatschen großer Drachenschwingen, warf sich zu Boden und hörte mit überdeutlich funktionierenden Sinnen den sehnsüchtig ausgestoßenen Laut einer Kreatur, die es offensichtlich darauf anlegte, um keinen Preis von ihrer zweibeinigen Gefährtin getrennt zu werden. Die Menschen ließen sich nicht stören; zu tief war der Trancezustand, in dem sie sich seit geraumer Zeit befanden und zu einem Superbewußtsein vereinigt hatten.

Der unsichtbare Schirm, auf den der Drache sich mit ungeheurer Geschwindigkeit zubewegte, blitzte auf, als er ihn durchstieß. Die Köpfe der im Inneren des Kreises Versammelten fuhren hoch. Dann wurde die Lichtung von einem dermaßen hellen Lichtblitz erhellt, daß Nell in einem Anfang von Panik glaubte, geblendet worden zu sein. Die Männer und Frauen, die noch kurz zuvor den Kreis gebildet hatten, ließen einander los, fielen zu Boden und zuckten, als wenn sie einen elektrischen Schlag unvorstellbaren Ausmaßes erhalten hätten.

Narda, Asen-Ger, Nayala und der blaue Drache waren verschwunden.

Aber waren sie auch dort angekommen, wo sie hingewollt hatten?

ENDE

In der nächsten Woche erscheint als Band 57:

»Fahrt zum Ende der Welt«

von Robert Quint

Es gibt nur eine Möglichkeit, den Planeten Rorqual wieder zu verlassen. Kein lebendes Wesen hat bisher gewagt, diesen Weg zu gehen – denn er führt zum legendären Abgrund am Ende der Welt, dorthin, wo die Scharlachmeere Rorquals ihren Ursprung haben und wohin sie wieder zurückfließen. Und dort liegt auch der Schlüssel zu allen Rätseln dieser geheimnisvollen Welt.

David und seine Geführten entschließen sich, den Großen Abgrund zu suchen. Doch zuvor müssen sie dem verräterischen *Schatten* den gestohlenen Yggdrasil-Samen wieder abjagen. Als schließlich die FAHRT ZUM ENDE DER WELT beginnt, ahnt niemand, welche unglaubliche Überraschung dort wartet. Die FAHRT ZUM ENDE DER WELT führt mitten in das Inferno unvorstellbarer Naturgewalten. Wahnsinn und Tod lauern im Schlund des Großen Abgrundes.